Beiträge
zur
Förderung der Religion der Menschlichkeit.

Von

G. A. Wislicenus.

(Aus der „Neuen Reform" besonders abgedruckt.)

Halle, 1850.
In Commission bei Ed. Heynemann.

Vorwort.

Die hier folgenden Aufsätze sind aus dem vorigen Jahrgange der, unter Mitwirkung Eduard Baltzers von mir herausgegebenen „Neuen Reform" besonders abgedruckt. Ein Freund, der bisher ausschließlich den politischen Bestrebungen Zeit und Kräfte gewidmet hatte, nun aber sich mit der genannten Zeitschrift bekannt machte, rieth mir dringend zu einem solchen Abdruck, um dadurch in weitern Kreisen auf das Blatt und die von demselben vertretenen Bestrebungen aufmerksam zu machen. Er meinte, viele der tüchtigsten Menschen hätten von der Richtung, welche die religiöse Bewegung hier nähme, noch keine Kenntniß, hegten vielmehr gegen das Ganze ein nur auf einseitiger Kenntniß beruhendes Vorurtheil. Dieses werde durch einen solchen Abdruck aufgeklärt werden, und man werde einsehen lernen, in welch nahem Zusammenhange unsre Arbeiten für die religiöse Befreiung mit denen für die politische stünden.

Diesem Zwecke insbesondre ist dieser Abdruck gewidmet. Doch denke ich, werden, auch hiervon abgesehn, die darin enthaltenen Aufsätze Manchem willkommen sein, der den vorigen Jahrgang der „Neuen Reform" nicht besitzt. Dieselben sollen aber eben auf das Ganze aufmerksam machen, wollen also keineswegs für einen erschöpfenden

Auszug daraus gelten; nur eben das Bessere meiner Arbeiten habe ich hier geben wollen, vielleicht wird Einer oder der Andere meiner Mitarbeiter meinem Beispiele folgen.

Die „Neue Reform, zur Förderung der Religion der Menschlichkeit", erscheint hier in meinem eignen Verlage, und kann ebenso durch jedes Postamt als durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jeden Sonnabend erscheint ein Bogen. Der Preis ist vierteljährlich ½ Thlr. oder 54 Kr. Sie giebt außer größeren Aufsätzen verschiedener Verfasser auch eine Uebersicht der Bewegung in der Kirche und hauptsächlich in den freien Gemeinden, und ist in ihren Nachrichten Organ der letztern. Auch der vorige Jahrgang (vom 1. April an) ist auf den angegebenen Wegen noch zu erhalten.

In Partien kann dieser Abdruck direct von mir für 5 Sgr. (⅙ Thlr.) bezogen werden.

Halle im März 1850.

G. A. Wislicenus.

1.

Die „neue Religion".

Im Vorworte (der N. Reform) ist von der „neuen Religion" die Rede, und auch sonst ist dieser Ausdruck in unsern Tagen gar manchmal schon gehört. Er ist geeignet Anstoß und Widerspruch auf entgegengesetzten Seiten zu erregen, Andern aber auch wieder, die nach einer neuen Gewißheit sich sehnen, das Herz weit zu machen. Es soll hier nicht um Worte gestritten, sondern die Sache vertreten sein, welche das Wort bezeichnen soll. Die einen Widersprecher werden gegen die Sache kämpfen, die Andern nur gegen das Wort. Nur mit jenen besteht wirklicher Widerspruch, mit diesen sind wir eins, da es uns nicht an Worten liegt.

Der auf die Sache gehende Widerspruch kommt von gläubiger, von orthodoxer Seite. Wie könnte es auch anders sein? Jede alte Religion hält sich für die vollkommene, und die Ahnung einer höhern Vollkommenheit, einer weitern Entwickelung, gleicht, wenn sie überhaupt in ihr liegt, immer nur einem, unter der Asche glimmenden Funken, der von den eigentlich Gläubigen stets übersehen wird. Was für eine größre Thorheit kann es in den Augen des gläubigen Christen geben, als von einer neuen Religion zu sprechen. O, sein Christenthum gründet sich ja, nach seiner Meinung, auf eine Offenbarung von oben; es ist nicht Menschenweisheit, sondern von Gott selbst gegeben, der seinen Sohn vom Himmel sandte es zu verkündigen, und durch seinen heiligen Geist Männer ausrüstete, es ohne Fehl niederzulegen in der heiligen Schrift! Im Auf- und Annehmen der christlichen Offenbarung, meint er, können die Menschen weiter kommen, aber die Sache selbst weiter entwik-

keln und reinigen, die Spreu sondern wollen von dem Waizen, das ist ihm ein sinnloses und vermessenes Unterfangen. „Forsche Tag und Nacht in der Schrift, sagt er, und suche sie zu verstehen und übe dich im Glauben; über sie hinauskommen zu wollen, das ist Thorheit und Frevel! Du kannst sie noch nicht einmal erreichen, du wirst sie nie ganz fassen nach ihren verborgenen Tiefen, nie ausschöpfen ihren unergründlichen Born! Sie enthält die ewige Religion, alt und doch immer neu!" — Der ächte Jude verhält sich eben so nicht nur gegen uns, sondern schon gegen den gläubigen Christen. Ihm ist schon dieser ein solch thörichter, abtrünniger, gottvergeßner Neuerer, denn das Christenthum ist später gekommen als das Judenthum, die besondere heilige Schrift der Christen ist ja ein „neues" Testament gegen das „alte," ursprüngliche, für den Juden ewige. „Gott hat geredet durch Mosen und die Propheten, und durch jenen sein heiliges Gesetz gegeben. Zwar hat er verheißen, daß er einen Messias senden werde; aber dieser Messias wird das Gesetz nicht aufheben oder ändern, sondern nur bestätigen und zu neuer Geltung bringen. Der Nazarener aber und seine Jünger haben dieß Gesetz zerstört; darum ist er ein falscher, ein Lügenprophet gewesen, und um seiner Anmaßung willen mit Recht am Kreuze gestorben. Ewig aber wird das Gesetz Gottes bestehn, und obgleich jetzt bedrückt in seinen Getreuen und verworfen von dem Anhange der Lügenpropheten aller Nationen, wird es doch einst, eben wenn der wirkliche Gesalbte Jehova's kommt, wieder aufgerichtet werden in Jerusalem, herrlich über alle Herrlichkeit, Licht und Regel für alle Menschen in alle Ewigkeit." So spricht der gläubige Jude gegen den Christen, der eine neue Religion, ein „neues Testament" zu haben behauptet, das hinaus ginge über das allein wahre, „alte" und doch ewig neue. — Der Moslem, der „Gläubige" Muhameds, redet eben so wider Alles, was nach dem „Propheten" sich noch als neue Religion geltend machen möchte. Ihm sind beide, Judenthum und Christenthum, Vorstufen der vollendeten Religion, welche erst durch Muhamed gegeben ist; ihm ist auch das „neue" Testament der Christen ein altes geworden, und sein Koran gilt ihm für das eigentlich neue, für die Erfüllung jener, und für das ewige Buch, seine Religion für die, über welche nie ein Mensch hin-

auskommen wird, denn nachdem Gott vor Zeiten durch Mosen und die Propheten und durch Christus zu uns geredet, hat er zuletzt geredet durch Muhamed, die vollendete Fülle aller Weisheit, die ewige Richtschnur alles Lebens. — Das ist die Natur der alten Religionen. Sie sind gefangen in der Welt ihrer Vorstellungen.

Seht nun aber mit unbefangnem Blicke den Zustand der alten Religionen an. Sie sind alle in Verfall, im Absterben begriffen, wenn nicht schon völlig todt. Das Judenthum ist in seinem Gesetz erstarrt und die „Judenschule" zum Gespött geworden. Der Muhamedanismus hat keine Kraft mehr, sein Schwert ist stumpf und seine Reiche sind verfallen. Und auch das Christenthum, nicht einzelne, umgewandelte Gedanken aus ihm, sondern das ächte alte ungeschwächte Christenthum — so sehr seine Gläubigen es leugnen und eine solche Behauptung verklagen — die Tage seines wirklichen Lebens sind vorüber. Sein Offenbarungsglaube ist durch die wissenschaftliche Forschung und das selbstständige Denken gestürzt, sein Gotteswort als Menschenwort erkannt und in die freie Untersuchung und Beurtheilung hineingezogen, sein Wunder zur Mythe, sein Himmel zum Weltenraume, seine Wiederkunft Christi mit der Verwandlung aller Dinge zur Zukunft des Menschengeschlechts geworden. Die Kirchen werden immer leerer, der „Tisch des Herrn" einsamer, die Glocken tönen vergeblich und das Rufen der Prediger verhallt zwischen den öden Säulen; die Menge geht draußen vorüber, einem anderen Gotte nach als drinnen verkündigt wird: — „die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Kein Gebäude so emporragend wie die Kirchen, in jedem Dörflein eine aufgerichtet, überall Diener derselben, mit dem Scheine höherer Würde umgeben, nach der Geburt gleich das Kind dem Glauben weihend und in der Schule ihm zuführend und durch die Confirmation an ihn fesselnd, Schließung der Ehe, Tod, Leben und Sterben ihnen übergeben, sie bevorzugt durch das Gesetz und die Gunst der Großen, selbst geschützt durch Gewalt der Waffen, und dennoch — der Erfolg immer geringer. Ein Häuflein hat sich zusammengeschaart, die wankenden Säulen zu stützen, den Glauben neu zu beleben. Es kommt zusammen mit Singen und Beten, es predigt soweit seine Worte dringen, es streut gläu-

bige Schriften aus auf allen Straßen, es hat sich um die Throne eingenistet und die Staatsregierungen zu Werkzeugen seines Eifers gemacht, es verachtet nicht den Prunk der Paläste, die Macht der Könige und die Gewalt der Kriegesheere, um angeblich die Ehre dessen zu stützen, der „nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte," der „sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm," den „des Volkes jammerte," den der „Fuchs" Herodes aber und die Pharisäer und Obersten nicht rühren konnten. Und siehe da, es ist Alles umsonst; der Sturm erhob sich, und die Treibhäuser des Glaubens sind abgedeckt.

Wir leben in einer großen Zeit, eine gewaltige Bewegung erschüttert die Länder, ein neues Leben, eine neue Ordnung der Dinge ist im Werden, — nur Blinde sehen das nicht. Greift nun etwa die alte Religion hierbei mit ein, oder ist sie vielmehr, was eine lebendige Religion doch sein müße, die treibende Macht dieser Bewegung, der Geist und Kern des neuen Lebens, der Eckstein des neuen Gebäudes, das aufgeführt wird? Nichts von alle dem. Die Gläubigen wehklagen und Niemand hört ihre Stimme, sie verwerfen die neue Zeit und sie sind vergessen; nichts hört man im Kampfe und in der Arbeit von den Lehren und Mahnungen der Kirche, und wo einmal ein einzelnes Wort hereindringt, da lächelt man über seinen seltsamen Klang wie über den einer alten schon halbverklungenen Sage. Die „Mutter Kirche" grollt dem jungen Leben; sie schilt es Bastard, weil sie es nicht geboren hat und es ihr nicht gehorcht; es ist ihr der Ismael, den sie gern austriebe in die Wüste, damit er nicht erbe mit ihrem Isaak. Die alte Religion ist nicht die Macht der neuen Zeit. Diese wird von andern Gedanken bewegt. Und doch will und muß jede Religion, wenn sie Wahrheit ist, Alles umfassen, Alles in Allem sein. Entweder das Christenthum, das alte ächte kirchliche, ist Wahrheit auch heute noch, — dann muß die neue Zeit Unwahrheit sein; oder die neue Zeit und ihre Gedanken und Bestrebungen sind wahr und gut, — dann muß jenes vorüber sein. Dazwischen wählet! —

Wir haben im Vorigen den Widerspruch der Orthodoxen gegen die Rede von einer neuen Religion gehört und gewürdigt. Ihnen schließen sich die Altrationalisten an, welche sich gegen

die christliche Ueberlieferung, namentlich die Bibel, halb gläubig halb denkend und forschend verhalten, gerade wie in der Politik die Constitutionellen dem alten Staate und seinem überlieferten Regimente gegenüber. Sie verwerfen zwar sehr viel in der Bibel, namentlich alles derb Wunderhafte, aber sie halten an einer Auswahl der einfachsten übernatürlichen Lehren und der einfachsten moralischen Grundsätze fest, und meinen, daß in beiden die vollkommene und ewig wahre Religion gegeben, ein Darüberhinauskommen also nicht möglich sei. Auch sie werden demnach, wenn auch milder, der Rede von einer neuen Religion widersprechen und für alle Zeiten auf die vernünftig ausgelegte Bibel verweisen. Mit dieser sogenannten vernünftigen Auslegung der Bibel, welche vielmehr eine Umwandlung derselben nach seiner Vernunft ist, bekommt aber der Rationalist erstens doch etwas Anderes heraus als eigentlich in der Bibel steht, und zweitens ist das, was er herausbekommt, doch auch nicht ewige Wahrheit, sondern ein Gemisch alter Vorstellungen und neuen Denkens, was auf die Länge auch nicht bestehen, und eben seines Mischcharakters wegen nicht befriedigen kann.

Doch wir kommen nun zu dem Widerspruche, der von der entgegengesetzten Seite erhoben wird. Die, welche sich von der alten Religion, von dem überlieferten Kirchenthum gänzlich losgemacht haben, thun auch wohl Einspruch gegen die Rede von einer neuen Religion, indem sie unter „Religion" nichts Andres verstehen als ein Gebäude von Vorstellungen der Phantasie über eine jenseitige Welt, und nun sagen, es sei verkehrt, neue Phantasien aufstellen und durch sie eine neue jenseitige Welt formiren zu wollen, da die neue Zeit vielmehr es mit der diesseitigen wirklichen Welt zu thun und diese durch Beobachtung und durch Denken zu erkennen und danach das Leben einzurichten habe. Wenn wir allein Jenes unter „Religion" verstehn, so haben sie Recht; in diesem engern Sinne kann keine neue Religion kommen und hat die lebendige neue Zeit keine. Aber jenes ist nicht die einzige Seite der Religion. Die Menschen haben in ihrer Religion, wenn diese wirklich noch Glauben und Leben in ihnen hat, ihre Weltanschauung und also ihre höchsten Vorstellungen und Gedanken, ihr höchstes Lieben und Hoffen, wie Verabscheuen und Fürchten. Das ist es, dem der Mensch von je in seiner Religion eine Gestalt ge-

geben hat. Er hat nun in alter Zeit nach dem Augenscheine die Welt aufgefaßt und mit Hülfe der Phantasie sich dieselbe zurecht gestellt und bevölkert; er hat sich außer und über der wirklichen Welt eine Phantasiewelt, eine sogenannte höhere Welt geschaffen, und darin seine Ideale über sich und die Menschheit hinausgehoben, da sie doch in seinem und ihrem Geiste selbst ihr Leben haben und auf ihre Verwirklichung warten durch seine Kraft. Er hat dagegen in neuerer Zeit der Erforschung der Wirklichkeit und dem Denken sich zugewendet und das, was ihm angehört, als sein Eigenthum erkannt. Aber so verschieden auch von der Vergangenheit, eine Gesammtweltanschauung hat oder erstrebt der Mensch der neuen Zeit doch, Ideale, höchste Gedanken und Zwecke beleben ihm doch Kopf und Herz. Wenn wir also hier von einer neuen Religion reden, so können wir das nur in diesem Sinne thun; wir können darunter nur die Weltanschauung der neuen Zeit, in Verbindung mit ihren höchsten Gedanken und Zwecken, und zwar, was wesentlich dazu gehört, als belebendes Princip für Kopf und Herz, verstehn. Wir brauchen das Wort, weil wir kein andres haben, um die Einheit von Kopf und Herz, von Verstand und Gemüth, von Gedanke und Begeisterung zu bezeichnen, womit der Mensch seine höchsten Anschauungen und Zwecke ergreifen, sein und der Menschheit und der Welt Leben erfassen muß, wenn er wirklich als voller Mensch leben will.

Es giebt Menschen, welche auch in diesem Sinne eine Religion der neuen Zeit verwerfen werden. Es sind die, welche von „Weltanschauung", von „Idealen", von höchsten Gedanken und Zwecken, von Einheit von Kopf und Herz, von Gedanke und Begeisterung nichts wissen wollen, sondern nur um die nächstliegenden Gegenstände, welche für ihre sinnliche Befriedigung ein Interesse haben, ohne weitern Blick für ihren Zusammenhang mit dem Ganzen, sich kümmern, welchen „Ideal" und „Schwärmerei" ein und dasselbe ist. Sie sind allerdings ohne Religion auch in dem Sinne, in welchem wir hier das Wort gebrauchen. Von ihnen erst werden wir mit vollem Rechte und in allumfassendem Sinne sagen können: sie haben keine Religion; während, wenn wir einem Menschen wegen seines Unglaubens an eine jenseitige Welt die Religion absprechen, dieß leicht so verstanden werden wird, als hätte er keinen

Sinn für höhere Gedanken, als kenne er nichts Höheres als seinen Sinnengenuß und schätze nichts als was ihm diesen zu gewähren verspreche, als sei er ein niedrig, egoistisch und frevelhaft gesinnter Mensch. Daß niemand durch jenen Ausdruck verleitet werde, uns supranaturalistische Vorstellungen beizumessen, dafür haben wir durch die weitere Erklärung der Sache zu sorgen. Ob übrigens das Wort „Religion“ für immer das Passende sei, kann uns nicht kümmern. Es liegt uns nicht an Worten, sondern an der Sache, und wir brauchen jene nicht um diese zu verhüllen, sondern um sie deutlich zu machen. Beim Uebergange zu neuen Zuständen kommen eben Zweifel, ob gewisse alte Worte und Namen noch passen oder nicht. Einestheils passen sie noch, anderntheils nicht, denn das Neue hat immer mit dem Alten etwas gemein, ist aber auf der andern Seite auch wieder etwas Andres. Es ist da nicht völlig richtig, wenn man das alte Wort ohne Weiteres noch gebraucht, es ist auch nicht völlig richtig, wenn man es ohne Weiteres abthut und verleugnet: beides muß falsche Vorstellungen hervorbringen. Man muß sich näher über Sinn und Meinung erklären, jenachdem man das Eine oder das Andere thut. Wo es gilt, den Zusammenhang mit dem Alten hervorzuheben, da wird man das alte Wort noch in Anspruch nehmen; wo es gilt, den Unterschied hervorzukehren, da wird man es aufgeben, wohl gar ausdrücklich verneinen. Das ist eben natürlich bei Auseinandersetzungen zwischen alten und neuen Standpunkten.

Was ist nun aber diese Religion der neuen Zeit? — Sie hat ihre Wahrheit nicht durch eine außerordentliche Offenbarung von oben her durch einen Gottgesandten oder durch vom Himmel her erschollene Worte erhalten, sondern durch die Welt- und Selbsterkenntniß der Menschheit. Auch geht ihr Blick nicht hinauf in himmlische Gefilde nach einem dort kommen sollenden Leben und Reiche, sondern auf das Menschenleben und seinen Platz, die Erde. Sie hat eine lebendige Welt in unermeßner Ausdehnung und Fülle um sich her, für ihre Aufgabe aber achtet sie die Menschheit. Sie beschäftigt sich nicht mit ungekannten Engeln und Göttern und sonstigen Geistern, sondern eben mit den Menschen. Sie verwirft die Menschheit und die Erde nicht, sondern achtet sie als das Höchste was sie kennt und hat. Nicht ihnen zu entfliehen ist ihr Streben, sondern

sie zu bilden, anzubauen, zu entwickeln zu dem was ihre Natur verlangt und verheißt. Der rechte Mensch als Einzelner und die rechte Menschheit als Gesammtheit — das ist ihr Glaube, ihr Hoffen, ihre Liebe, ihr Heil, ihre Begeisterung. Darauf bezieht sie Alles, dafür giebt sie Alles hin, dafür thut sie Alles. Alle Wahrheit, die je in den alten Religionen als Ahndung und im Bilde gelegen, findet sie hier in Wirklichkeit oder im Werden. Das rechte Menschenreich — das ist ihr das Gottesreich. Einsicht, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit, Freiheit, That, Freude, volles Leben als Gemeingut der Menschen — das sind ihre heiligen Worte, das ist ihr Evangelium, ihre frohe Botschaft, mit der sie ausgeht in alle Welt, die Heiden und die Juden und die Moslems und die Christen zu bekehren. Ihr Wort erschüttert Europa im Sturme und zieht mit sanftem Säuseln in die Herzen ein; ihr Gedanke ist ein verzehrendes Feuer für alle Spreu, und eine belebende Gluth für Alles was noch lebensfähig ist; die alten Sonnen und Monde des Glaubens verlieren ihren Schein, aber das unvergängliche wahrhafte Licht der Erkenntniß leuchtet von Aufgang bis zu Niedergang; die alten eisernen Gewalten stürzen, damit nur noch die Macht der freien Gerechtigkeit bleibe. Die Welt ist alt geworden mit ihrem Glauben und ihre alten Ordnungen wanken; ihre Wiedergeburt zu höherm Leben wird nur durch die neue Erkenntniß und das neue Wollen, durch die neue Religion geschehn. Dieser neue große Glaube an sich selbst, der in der Menschheit sich erhebt, wird die alten Trümmer hinwegräumen und sich Bahn brechen von Volk zu Volk durch alle Welttheile und gewinnen was dem Christenthum und dem Islam nicht erreichbar war, weil er nicht neue Bilder und Mährchen für die alten bringt, ausländische für die einheimischen, sondern die Wahrheit und das Recht in ungetrübter Klarheit.

Das ist's was uns beseelt, das ist unsre Religion, unser Leben.

2.

Der Gott des Alten Testaments.

Der Mittelpunkt unsers ganzen protestantischen Kirchen- und Religionswesen ist die Bibel. Es wird mit diesem Wesen nicht eher zu einer irgend gründlichen Reformation kommen, als bis im Volke eine unbefangene Ansicht über die Bibel verbreitet ist, das Volk die Bibel wirklich kennt. Schwerlich aber ist unser Volk in irgend etwas so sehr in Unklarheit und Unkenntniß als hierin. Die Bibel wird in der Schule überall gelesen und „erklärt," und das wird alle Sonntage in der Kirche fortgesetzt; aber diese „Erklärung" ist es eben ganz besonders, wodurch die Kenntniß derselben verhindert wird. Es ist zum Erstaunen, wie wenig Menschen eigentlich wissen, was wirklich darin steht. Die Erklärung in Schule und Kirche geht so sehr von vorgefaßten Meinungen und einer überlieferten, man kann sagen — gesetzlichen Ansicht aus, daß die Augen des Volks wie geblendet werden. Größtentheils sind die Augen seiner Lehrer selbst geblendet, zum Theil wird aber auch von ihnen mit Bewußtsein vermieden, übergangen, übermalt und verdreht, was ihnen nicht nützlich scheint. Sowie es in der Kirche nicht wesentlich besser werden kann, so lange die Bibel vom Volke nicht gekannt ist; so kann auch die Volksbildung nicht rein, der Verstand des Volks nicht völlig gesund werden, so lange er von Kindheit auf durch die gäng und gäbe Bibelbetrachtung gewöhnt wird, ein X für ein U, Schwarz für Weiß, Krumm für Gerade zu nehmen. Selbst freisinnige Bibelleser unter Lehrern und Laien sehen selten darin ganz unumwunden klar; so verderbend wirkt der Einfluß des Hergebrachten und vom Pfaffenthum sorgfältig Erhaltenen auch auf offene Köpfe und Gemüther ein.

Die Bibel enthält große und edle Ideen, aber auch das Gegentheil. Sie ist kein, von Einem Manne und aus Einem Geiste geschaffenes Buch und System, sondern sie enthält die Anschauungen sehr verschiedener Menschen und Zeiten, zum Theil sogar sind in sie aufgenommen Gegensätze und Widersprüche, die, ehe sie da von unkundiger spätrer Zeit als Theile ein und derselben „heiligen Schrift" friedlich neben einander

gestellt wurden, miteinander im heftigsten Kampfe lagen. Menschlichkeit und Barbarei, größte Innerlichkeit und oberflächlichste Aeußerlichkeit, Tiefsinn und Aberwitz sind in ihr zu finden. Der „Christ" aber soll Alles darin für Tiefsinn, Innigkeit und Menschlichkeit achten, und wo der Augenschein das Gegentheil zeigt, den Verstand im Glauben gefangen nehmen. Das ist der unermeßliche Verderb, der aus der kirchlichen Bibelbetrachtung dem Volke erwächst. Es verlernt, oder lernt vielmehr nie, Schwarz und Weiß, Bitter und Süß zu unterscheiden. Und nicht geringer sind die Nachtheile für sein Gemüth und seine Sittlichkeit, welche daraus entstehn, indem es Barbarei für Menschlichkeit zu nehmen genöthigt wird.

Doch will ich nicht länger über ein Verhältniß reden, von dem ich eben sage, daß es das Volk nicht kenne; sondern vielmehr an einem grellen Beispiele es dem Leser vor Augen führen, nämlich an dem Gotte des Alten Testamentes, an Jehova.

Das Alte Testament gehört zur Bibel, es ist der eine Theil der „heiligen Schrift" und nach der Lehre der Kirche „Gottes Wort" wie das Neue Testament. Was darin steht ist wahr, denn Gott kann nicht lügen; der Gott, von dem darin Worte und Thaten berichtet sind, ist der wirkliche, lebendige Gott, und was von ihm berichtet ist, das hat er wirklich gethan und geredet. So sagt die Kirche, und kein irgend Kirchengläubiger wird das in Abrede stellen.

Nun wollen wir uns doch aber diesen Gott des Alten Testaments näher ansehn.

Er ist zunächst nichts weniger als ein unendliches Wesen, mit Allgegenwart, Allwissenheit und Allweisheit ausgestattet, wie die Christen ihn doch wollen, sondern beschränkt. Er ruht am siebenten Tage von seinen Werken, er geht im Paradiese, im Garten Eden, in der Kühle des Abends, ruft den Adam, da dieser sich vor ihm versteckt, und erräth erst aus seiner Entschuldigung, daß er von dem verbotenen Baume der Erkenntniß gegessen hat. Er macht dem Adam und der Eva Röcke von Fellen. Bei Abraham kehrt er als Wandrer ein, ißt und trinkt und unterhält sich mit ihm und läßt sich dann von ihm ein Stück Wegs begleiten. Mit Jakob ringt er sogar und wird von ihm überwältigt, so daß er ihm gute Worte geben muß, um nur wieder loszukommen. Mit dem Mose redet er aus

einem Busche heraus, dann auf dem Berge aus einer Wolke; er stellt sich sogar in die Thür der Stiftshütte und auf den Deckel der Bundeslade, und redet von da aus mit ihm; er überreicht dem Mose zwei steinerne Tafeln, auf welche er mit seinem eignen Finger die zehn Gebote geschrieben; er geht in einer Rauch- und Feuersäule vor den Kindern Israel her. Er weiß mancherlei nicht, und es gereuet ihn manches: er fährt hinunter zu dem Thurmbau zu Babel, um zu sehen was die Menschen da machen, er geht nach Sodom, um zu sehen, ob die Einwohner wirklich so böse sind wie ihm zu Ohren gekommen, er läßt die Sündfluth kommen, weil es ihn reuet daß er die Menschen gemacht, und auch diese gereuet ihn wieder.

Doch wollen wir uns bei diesem beschränkten Wesen des Gottes des Alten Testamentes nicht lange aufhalten. Es sind dieß an und für sich unschuldige Gebilde einer kindlichen Phantasie, an denen sich auch der dichterische Sinn unsrer Zeit noch gar wohl ergötzen mag. Freilich läßt die Kirchenlehre sie nicht dafür gelten, sondern giebt sie dem Kinde und dem Erwachsnen als Wahrheit und Wirklichkeit, und es muß natürlich auch schon verwirrend auf den Sinn des Volkes einwirken, daß es sich das Allleben, was es doch unter „Gott" verstehen soll, auf diese Weise auftretend zu denken genöthigt wird. Indeß ist dieß das Geringste an der Sache, und auf der andern Seite hat dieser herumwandelnde, erscheinende, redende, mit den Menschen verkehrende Gott des Alten Testaments doch die Art einer wirklichen Person, und übertrifft in dieser Beziehung die jetzige Vorstellung und Lehre von einem unbeschränkten Gotte, der einestheils Alles in Allem und doch auch wieder eine Person, also ein unbegränztes Einzelwesen, ein Widerspruch, sein soll. Wir können hier nicht den ganzen alttestamentlichen Gott nach allen seinen Eigenschaften ausführlich abhandeln, sondern nur die grellsten Seiten hervorheben, welche am Schnellsten und Schlagendsten zeigen, was man dem Volke noch heute als ewige Wahrheit und Vorbild zu bieten wagt und zum Theil in halbem Blödsinn selbst noch dafür achtet, um zu zeigen wie verstockt das Pfaffenthum gegen den höhern Geist der neuen Zeit sich noch verhält, wie wenig die Geistlichkeit Muth und Selbstverleugnung noch hat, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Bevor wir aber zu dem Aeußersten kommen, müssen wir noch eine, mit jener verwandte aber weit schlimmere Eigenschaft des Gottes Jehova betrachten. Es ist das seine Kleinlichkeit. Sie zeigt sich besonders in dem außerordentlich großen Werthe, welchen er auf gottesdienstliche Einrichtungen und religiöse Gebräuche legt. Durch 30 bis 40 Capitel hindurch thut er nichts, als solche Einrichtungen und Gebräuche bis in das Kleinste hinein anzuordnen, deren Ausführung den Menschen zu einer „unertäglichen Last," wie sie Jesus im Evangelium nennt, werden muß, die nur verderblich auf ihre Sittlichkeit, Einsicht und Thatkraft, auf ihr ganzes Leben mit all seinen Pflichten einwirken können. Es ist wohl auch unter Gläubigen herkömmlich, zu sagen, Mose habe dieß Ceremonialgesetz gegeben, während man die zehn Gebote Gott selbst zuschreibt; aber jenes Gesetz wird in Wahrheit in den Büchern Mosis eben so Gott selbst zugeschrieben wie diese. Wie diese zehn Gebote auf dem Sinai von Gott dem Mose auf zwei steinernen Tafeln überreicht werden, um sie dem Volke mitzutheilen; so werden auch jene religiösen Einrichtungen und Gebräuche immer mit den Worten eingeführt: „Und Jehova redete mit Mose und sprach: Sage den Kindern Israel" u. s. w. Auch alle diese Ceremonialgesetze und gottesdienstlichen Anordnungen sind nach der Bibel unmittelbare, selbsteigene Anordnungen Gottes, die Mose nicht selbst erdenkt, sondern die er nur aus dem Munde Jehova's dem Volke mittheilt. Wer dazu Zeit, Lust und Kraft hat, wer es über sich gewinnen kann, stundenlang auch die nichtigsten und kleinlichsten Aeußerlichkeiten zu lesen, der lese 2 Mos. Cap. 25—31. 3 Mos. Cap. 1—7. Cap. 16. 17. 21—27. 4 Mose Cap. 3. 4. 6. 8. 9. 15. 18. 19. 28—30. Er wird inne werden, womit der Gott, an den wir heute noch glauben sollen, sich angeblich beschäftigt hat. Wir haben heut zu Tage zu dergleichen keine Zeit mehr; nur müßige Priester hatten sie, weil ihnen Gebräuche, und Gebäude und Schmuck dazu, das Wichtigste sind, und natürlich erschien ihnen solche Beschäftigung nicht zu gering, sondern gerade recht passend, sie mit in das Bild des von ihnen geschaffenen Gottes aufzunehmen, damit auch das Volk, das ihn unter ihrer Leitung verehrte, um so weniger den Tempel und die Opfer und die Feste und die Priester geringschätzen, und die

Ehrfurcht für sie und die Gaben an sie versäumen möchte. Darum verschmäht es denn dieser Jehova nicht, bis in's Kleinste die Einrichtung der Stiftshütte, Stoffe und Farbe und Zahl der Decken, Vorhänge, Schnuren, Trobbeln, der Säulen, der Geräthe bis zu den Kohlenschaufeln und Lichtputzen herab, und ebenso die Kleidung der Priester zu bestimmen, die verschiedenen Sorten von Opfern und wieder die Behandlung derselben, das Schlachten, Reinigen, Zerlegen und Verbrennen derselben, die mancherlei Feste nach ihren Bedeutungen, Zeiten und Formen, die Waschungen des Leibes, der Kleider, der Gefäße, der Wohnungen anzuordnen. Und ebenso zeigt Jehova den Werth, welchen er auf die religiösen Gebräuche legt, durch die öfter vorkommenden Einschärfungen derselben und die Strafen, welche er auf ihre Nichtbeachtung legt. Auf die Unterlassung der Hauptceremonie, der Beschneidung, wird immer von Neuem Todesstrafe gesetzt. Man sieht, die Aufrichtung eines recht mannichfaltigen und prächtigen Gottesdienstes ist diesem Gotte die Hauptsache; dazu vornehmlich führt er sein Volk in das Land Kaanan, und vertreibt vor ihnen her und rottet aus die Völker dieses Landes, die andern Göttern dienen, und es ist in der That nicht g a n z unwahr, als Mose dem Pharao als Zweck des Auszuges in die Wüste den angiebt, ihrem Gotte ein Fest zu feiern.

Doch im Folgenden erst werden wir auf die schlimmsten Seiten Jehova's kommen, und zum Schluß eine Nutzanwendung auf unsern Religionsunterricht machen.

Im Vorigen zeigte ich namentlich die Beschränktheit und Kleinlichkeit des Gottes des Alten Testamentes auf, und verhieß zum Schluß, in dem Folgenden auf die schlimmsten Eigenschaften desselben überzugehn. Es sind dieß seine d e s p o t i s c h e W i l l k ü r und b l u t i g e G r a u s a m k e i t, welche beide nahe verwandt miteinander sind.

Jehova ist ein orientalischer Herrscher, ein absoluter König; „er kann machen was er will", und er will denn oft genug wunderliche und greuliche Dinge, wie es bei unumschränkten Herren nicht anders ist. „Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig; wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich",

sagt er. Ja so ist's, sein Belieben ist ihm Gesetz. Abraham genießt nun einmal seine besondre Gnade; deshalb genießen seine Nachkommen dieselbe auch, sie mögen sie verdienen oder nicht. So dehnt er denn diese besondre Gnade auch auf Lot, Abrahams Brudersſohn, aus. Die Engel, die er nach Sodom schickt, um zuzusehn ob die Einwohner wirklich so schlecht sind als ihm zu Ohren gekommen, führen den Lot heraus, und retten ihn nebst Söhnen und Töchtern vom allgemeinen Untergange, obgleich sie die Söhne gar nicht kennen und die Töchter schlechte Dirnen sind, Sodom's jedenfalls vollkommen würdig, eben nur — um ihrer Verwandtschaft mit Abraham willen. So wählt Jehova sich auch aus dem Bruderpaare Jakob und Esau den Jakob aus, man weiß nicht warum. Für das Umgekehrte ließen sich wohl Gründe finden; aber es ist so das göttliche Belieben. Esau ist brav und bieder, aber rauch, riecht nach Wild, und achtet seine Erstgeburt nicht; Jakob ist glatt, bleibt hübsch bei der Mutter, kennt seinen Vortheil, benutzt des Bruders Todesmüdigkeit ihn für ein Linsengericht um seine Erstgeburt zu bringen, betrügt ihn und den Vater um des Vaters Segen, den Oheim um die Heerde, drückt sich wo es nicht mehr recht geheuer ist und zittert vor seinem versöhnten Bruder als ein feiger Schurke. Dennoch „Jakob hab' ich geliebt, und Esau hab' ich gehaßt", spricht Jehova. „Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig". Jakob und seine Söhne sind ihm einmal die Auserwählten; er hegt und pflegt sie, was sie auch thun, er rettet sie von der Strafe nach der Schandthat die sie an Sichem geübt, sie bleiben in seiner Gnade obgleich sie ihren Bruder Joseph als Sklaven verkaufen und ihren Vater dadurch an den Rand des Grabes bringen. „Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig". So willkürlich verfährt Gott auch mit seinen eignen Gesetzen. Zwar giebt er später auf dem Sinai das Gebot: „du sollst nicht stehlen", vor dem Auszuge aus Aegypten befiehlt er aber den Kindern Israel, sie sollen von den Aegyptern goldene und silberne Gefäße leihen, unter dem Vorwande daß sie ihrem Gotte ein Fest feiern wollten; er selbst, Gott, wolle die Herzen der Aegypter ihrer Bitte geneigt machen, so daß sie recht reichlich gäben, und dann sollten sie ihnen die geliehenen Gefäße entwenden. Nur unter einander also sollen sie nicht stehlen; gegen Fremde gilt kein Gebot. Die

Fremden stachelt er sogar erst auf, er verstockt das Herz Pharao's, um nachher seine Macht desto besser an ihm beweisen zu können.

Doch wir gehen zur Vollendung dieses despotischen Charakters, zu seiner blutigen Grausamkeit über. Nirgends sind Jehova's Gebote, Befehle und Thaten grausamer, als wo es sich um das Ceremonialgesetz, um die gottesdienstlichen Ordnungen handelt. Welcher jüdische Mann nicht beschnitten ist, der „soll ausgerottet werden aus seinem Volke". Die Uebertretung der Sabbatsruhe wird ebenfalls mit dem Tode bestraft. „Wer ein Geschäft thut am siebenten Tage, der soll getödtet werden". Ein Mann, der Holz liest am Sabbat, wird auf besondern Befehl Jehova's gesteinigt. Ebenso, wer das heilige Salböl und Rauchwerk nachmacht, „um sich am Wohlgeruche zu laben", oder „davon einem Fremden giebt", „der soll ausgerottet werden aus seinem Volke". Jehova will sich allein an dem „lieblichen Geruche" laben. Ebenso muß sterben, wer Fett von Opferthieren oder Blut ißt; Jehova will auch das für sich allein behalten. Aaron's Söhne, Nadab und Abihu, bringen „fremdes Feuer" vor Jehova; „da ging Feuer aus von Jehova, und fraß sie, und sie starben vor Jehova". Wer vom Fleische eines Dankopfers noch am dritten Tage ißt, der muß sterben, ebenso wer gerade levitisch unrein ist, also etwa einen Todten berührt hat und dergleichen, wenn er vom Opfer ißt, der muß sterben. Als Kora, Dathan und Abiram die Herrschaft des Mose und das ausschließliche Priesterthum Aarons nicht mehr dulden wollen, da läßt Jehova sie mit Weibern und Kindern von der Erde verschlingen, „und Feuer ging aus von Jehova, und fraß die zweihundert und funfzig Mann, welche das Rauchwerk dargebracht". Wer den Sinai berührt, auf welchem Jehova erscheint, der soll sterben. Als die Kinder Israel, beim langen Ausbleiben des Mose, das goldne Kalb anbeten, das Aaron auf ihr Verlangen ihnen gemacht, da ergrimmt Jehova über die Maßen und spricht zu Mose: „Ich schaue dieses Volk, und siehe, ein halsstarriges Volk ist es; und nun laß mich, daß mein Zorn über sie entbrenne und ich sie vertilge, und ich will dich machen zum großen Volke". Da bittet Mose vor und sucht Jehova durch allerlei Vorstellungen zu besänftigen. „Laß ab von dem Grimme deines Zorns, und laß dich gereuen des

Bösen über dein Volk". „Da reuete Jehova des Bösen, das er geredet, seinem Volke zu thun". Nachher aber traut er sich selbst doch nicht recht, zieht deshalb nicht mehr mit, sondern sendet nur seinen Engel mit ihnen, „damit ich dich nicht vertilge unterwegs". Er hat dazu sogar noch Lust, nachdem Mose um derselben Ursache willen bereits 3000 Israeliten hat niederhauen lassen, mit dem Befehle an die Leviten, die dieses Blutbad anrichten, daß „ein jeglicher seinen Bruder und seinen Freund und seinen Nachbar tödten", daß „ein jeglicher dem Jehova seinen Sohn und seinen Bruder opfern" solle.' Auch der sogenannte Diebstahl Achan's gehört hieher. Achan hat etwas von der, dem Jehova geweihten Beute aus Jericho genommen und in seinem Zelte verborgen. Da ergrimmt Jehova über ganz Israel und läßt sie von den Einwohnern von Ai schlagen und sechsunddreißig Mann tödten, und erst nachdem auf seine Veranstaltung der Thäter durch das Loos entdeckt, und nebst seinen Söhnen und Töchtern und Rindern und Schafen und Eseln gesteinigt und mit Zelt und ganzer Habe verbrannt ist, da erst „kehrt sich Jehova von dem Grimme seines Zorns". Daß die Kinder Israel die Aegypter bestöhlen, das hat er ihnen selbst befohlen; da aber Einer unter ihnen ihm einen Mantel und einiges Silber und Gold von der Beute der geschlachteten Einwohner von Jericho entziehen will, da läßt er sechsunddreißig unschuldige Männer dafür erschlagen, und kann endlich nur durch das Blut des Thäters und das Blut seiner Söhne und Töchter, durch die Vertilgung seines ganzen Hauses, wieder besänftigt werden. Seht da, ihr „Christen", ihr „Gläubigen", euren Gott! Er kann viel, er kann Alles dulden und vergeben an seinen Auserwählten, nur nicht wenn sie sein Eigenthum, seine Opfer, seine Ehre antasten. Einen Mann, der ihn lästert, läßt er steinigen, wie ein König eine „Majestätsbeleidigung" nicht ungerächt lassen kann. Selbst die Klage in höchster Noth kann er an seinen Auserwählten nicht vertragen; sie reizt ihn zum höchsten Zorne und zur grimmigsten Rache. Die Israeliten klagen in der Wüste wiederholt über Mangel an Fleisch und an Wasser und über das ewige Einerlei des Man; da „ergrimmt sein Zorn" und er züchtigt sie das Eine Mal durch „ein Feuer Jehova's", das einen Theil des Lagers verzehrt, ein ander Mal durch Schlangen, an deren

Biß die Israeliten sterben, und als sie nach Fleisch rufen, läßt er dem Volke durch Mose in schadenfrohem Grimme sagen: „Jehova will euch Fleisch geben, das ihr esset. Nicht Einen Tag sollt ihr essen und nicht zwei und nicht fünf und nicht zehn Tage und nicht zwanzig Tage, sondern einen Monat lang, bis es euch zur Nase herausgehe und euch zum Ekel sei, darum daß ihr Jehova verworfen, der unter euch ist, und vor ihm geweinet und gesprochen: warum doch sind wir ausgezogen aus Aegypten?" Und als nun die Wachteln kommen und die Kinder Israel sie in Menge sammeln und essen, da heißt es denn: „Noch war das Fleisch zwischen ihren Zähnen, noch war es nicht verzehret, da entbrannte der Zorn Jehova's gegen das Volk, und Jehova richtete unter dem Volke eine sehr große Niederlage an". Aber selbst ohne einen Schein von Verschuldung ist Jehova gegen seine Auserwählten zuweilen in hohem Grade grausam. Welche Grausamkeit die so beliebte und gepriesene Versuchung Abraham's! Von einem Vater zu verlangen, daß er seinen Sohn, seinen einzigen, schlachte und opfere, und ihn dann erst, als er das Messer dem Sohne schon an die Kehle setzt, von der Versuchung befreien und dem Sohne das Leben schenken, und das Alles, um den Vater zu prüfen — welch despotische Barbarei! Er wollte ihn ja eben nur prüfen, ob er auch gehorsam, Gott alles zu opfern bereit wäre, sagen die Vertheidiger der Bibel herkömmlicher Maßen. O, ihr Narren! was würdet ihr hoffentlich zu einem Könige sagen, der seinen Untertbanen so prüfen wollte? — und ihr meint ja, Gott sei allwissend, auch schon im Voraus, bedürfte also der Prüfung nicht! Nur ein Blutgott, der sich Menschenopfer bringen läßt, kann solche Prüfungen anstellen. Und noch eine ähnliche willkürliche Barbarei: — Als Mose, auf Jehova's eignes Geheiß, mit Weib und Kind nach Aegypten zieht, um in dessen Befehl seine Landsleute auszuführen, da kommt Jehova zu ihm in die Herberge, und will ihn tödten, und erst durch die blutige Beschneidung seines Sohnes durch dessen Mutter wird er besänftigt und „läßt ab von ihm". — Am allergrimmigsten aber ist Jehova gegen seine und seines Volkes Feinde, mögen diese es nun aus eignem Antriebe oder auf Angriff von jenem geworden sein. Mit dem Pharao und mit ganz Aegypten springt er auf eine fürchterliche Weise um. Die Plagen Aegyp-

tens sind sprichwörtlich geworden; ein grimmiger Haß gegen das Volk dieses Landes hat sie in grausiger Phantasie geschaffen. Erinnert euch, ihr Leser, der Frösche und der Läuse und des blutigen Wassers und der Finsterniß, der Blattern, der Heuschrecken, des Hagels u. s. w. im ganzen Lande Aegypten, und endlich des Sterbens aller Erstgeburt bei Menschen und Thieren, von denen ihr in eurer Jugend im Bibellesen und in der „Religion" als von den „großen Thaten Gottes" gehört habt. Das alles bringt Jehova durch Mose's Zauberstab über Aegypten und dessen Volk. Und was haben die Aegypter gesündigt? Ihr König will die Kinder Israel nicht ziehen lassen, ihr unumschränkter Despot, der sie früher durch Joseph zu seinen Leibeignen gemacht hat, ist auch gegen Israel halsstarrig. Dafür züchtigt Jehova das ganze Volk in so fürchterlicher Weise. Und sogar den Pharao versetzt er erst selbst in diese Halsstarrigkeit, er verstockt sein Herz, um nachher ihn recht zu züchtigen und seine Macht um so glänzender an ihm beweisen zu können. „Aber ich will Pharao's Herz verhärten und ich thue viel meiner Zeichen und meiner Wunder im Lande Aegypten — — und die Aegypter sollen erkennen daß ich Jehova bin, wenn ich meine Hand ausstrecke über Aegypten —". So öfter, und namentlich wieder bei der letzten Plage, dem Sterben aller Erstgeburt Auch hier verhärtet Jehova Pharao's Herz, daß er die Kinder Israel nicht ziehen läßt, und bei der Anordnung des Passah sagt er dann zum Volke: „Und ich gehe durch das ganze Land Aegypten in dieser Nacht, und schlage alles Erstgeborne im Lande, vom Menschen bis zum Vieh". Welch blutiger, furchtbarer Gott! Selbst zum Zeichen der Schonung soll ihm das Blut dienen, das er den Kindern Israel an die beiden Pfosten und die Oberschwelle ihrer Häuser zu streichen gebietet. „Und das Blut soll euch zum Zeichen sein an den Häusern, in welchen ihr seid; und wenn ich das Blut sehe, so gehe ich an euch vorüber, und es soll euch keine Plage treffen zum Verderben, wenn ich das Land Aegypten schlage". Zum Schlusse verhärtet er das Herz Pharao's noch einmal, um ihn, obgleich die Israeliten nun durch's rothe Meer hindurch und gänzlich vor ihm gesichert sind und Pharao bereits auf der Flucht sich befindet, noch mit seinem ganzen Heere im rothen Meere zu ersäufen. „Und ich will das Herz Pharao's verhär-

ten, daß er euch nachjage, und ich will mich verherrlichen an Pharao und an seiner ganzen Macht, und die Aegypter sollen erkennen daß ich Jehova bin". „Und Jehova verhärtete das Herz Pharao's, daß er den Söhnen Israels nachjagte". „Und es geschah um die Morgenwache, da blickte Jehova auf das Heer der Aegypter und verwirrte das Heer der Aegypter und stieß die Räder von ihren Wagen". Und als nun Mose den Zauberstab ausstreckt und das Meer, das zurückgetreten war, wieder in sein Bett kehrt und die Aegypter fliehen, „da trieb Jehova die Aegypter mitten in das Meer". — Nicht minder barbarisch und blutig, ja noch mehr, ist das Verfahren Jehova's gegen die Einwohner von Kanaan. Er hat dem Abraham das Land für seine Nachkommen verheißen; nun müssen die ursprünglichen Einwohner vertilgt werden, damit seine Verehrer es in Besitz nehmen, seinen Dienst aufrichten und den Dienst der andern Götter zerstören können. Jehova besiehlt den Israeliten, alle Einwohner von Kanaan zu tödten. „So dich Jehova, dein Gott, in das Land bringt, wohin du kommst, es einzunehmen, und große Völker vor dir ausstößt, die Gethiter und die Gergesiter und die Ammoniter und die Kananiter und die Pheresiter und die Heviter, und die Jebusiter, sieben Völker größer und stärker denn du, und Jehova dein Gott giebt sie dir Preis und du schlägst sie: so sollst du sie verbannen, kein Bündniß mit ihnen schließen und sie nicht begnadigen". In Folge eines Gelübdes, daß sie dieß thun wollen, giebt Jehova die Kananiter in ihre Hände. „Da gelobte Israel Jehova ein Gelübde und sprach: Wenn du dieses Volk in meine Hand giebst, so will ich ihre Städte verbannen. Und Jehova erhörete die Stimme Israels, und gab die Kananiter, und man verbannte sie und ihre Städte". In Folge solcher Befehle und solchen Gelübdes zieht denn Josua, auf alle Weise belobt und unterstützt von Jehova, der selbst einen Engel, seinen Heerobersten, mitsendet, im Lande umher, mordend, sengend und brennend, die Städte der Erde gleichmachend, weder Weib noch Kind verschonend, Alles „dem Jehova verbannend". Das ist der „Krieg Jehova's", den Josua führt. Selbst Hunderte von Jahren nach dem Auszuge aus Aegypten läßt Jehova die Amalekiter noch ausrotten, weil sie damals den Israeliten hinderlich gewesen. Samuel verkündigt dem Saul: „So spricht Jehova

der Heerschaaren: Ich will ahnden, was die Amalekiter gethan an Israel, wie sie sich ihm in den Weg stellten, als es aus Aegypten zog. Nun ziehe hin und schlage Amalek, und verbanne Alles was ihm angehört, und du sollst seiner nicht schonen, und tödte beide Mann und Weib, beide Kind und Säugling, beide Ochs und Schaaf, beide Kamel und Esel". Und als nun Saul den König der Amalekiter und den besten Theil des Viehes verschont, da spricht Jehova zu Samuel: „Es reuet mich, daß ich Saul zum Könige gemacht, denn er hat sich von mir abgewandt und meine Worte nicht erfüllt". Er läßt deshalb dem Saul durch Samuel seine Verwerfung als König ankündigen, und Samuel, die rechte Hand Jehova's, „hieb Agag (den verschonten König der Amalekiter) in Stücken vor Jehova zu Gilgal".

Seht, ihr „gläubigen Christen", das ist euer Gott, „der wahrhaftige und lebendige Gott", der „vor Zeiten manchmal und auf mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern", der Gott des einen Theiles eurer „heiligen" Schrift, den ihr anbetet, dem nachzufolgen ihr beflissen seid. — Doch eine Nutzanwendung im Folgenden.

Ich weiß aus Erfahrung, daß fast alle Menschen, selbst die freisinnigsten, erstaunen, wenn man ihnen all die Dinge vom Gotte des Alten Testaments erzählt, wie ich, obgleich noch keineswegs erschöpfend, im Vorigen gethan habe. Sie haben doch die Bibel in der Schule, vielleicht auch im Hause, fleißig gelesen und meinen sie zu kennen, — aber von solchen Dingen haben sie noch wenig oder nichts gewußt. Daß einigen alttestamentlichen Personen mancherlei anhafte, das haben sie frühzeitig gehört und selbst gelesen; daß aber der Gott des Alten Testaments solche Eigenschaften habe, das ist ihnen gewöhnlich ganz verborgen geblieben. Sie haben in ihm nur den liebreichen Vater, wenn auch mit väterlicher Strenge gesehn; aber die Beschränktheit seines Wesens, seine priesterliche Kleinlichkeit, und nun gar seine blutige Barbarei sind ihnen noch nie in die Augen gefallen. Es ist das die Wirkung des befangenen Standpunktes, von welchem aus ihnen die Bibel von früh an gedeu-

tet worden ist und auf den sie dadurch selbst frühzeitig versetzt worden sind.

Es hat im Vorigen nicht vorgegeben werden sollen, als wären die da nachgewiesenen Eigenschaften Jehova's seine einzigen und als wären nicht auch gute, ja die entgegengesetzten an ihm zu finden. Neben seiner Beschränktheit und Kleinlichkeit wird er auch wieder anderswo oder dicht daneben als unermeßlich und in großartigen Zügen dargestellt; gegenüber seiner Grausamkeit und wilden Zornmüthigkeit tritt uns auch wieder Milde und Liebe entgegen. Die Leser, welche noch alttestamentliche Sprüche im Gedächtniß haben, werden sich dafür selbst mancherlei anführen können. Das Alte Testament ist nicht die Schrift Eines Menschen und Einer Zeit, sondern verschiedener Menschen und Zeiten; es enthält die religiös-geschichtliche Literatur des jüdischen Volks, es ist das Erzeugniß des jüdischen Volksgeistes. In diesem Volksgeiste haben Barbarei und Menschlichkeit miteinander gerungen. Beide nun, Barbarei und Menschlichkeit, durchkreuzen sich deshalb im Alten Testamente, und sind beide in dem Einen höchsten Abbilde des jüdischen Geistes, in Jehova, zusammengestellt, zu Einer Person vereinigt. Dieser Jehova ist, wie das Erzeugniß so das Abbild des jüdischen Geistes.

Es ist in der That zum Erstaunen, wie sehr eine überlieferte Betrachtungsweise einer Sache, und hier der Bibel, gegen das Augenfälligste verblenden kann, und von den gewaltsam Gläubigen unsrer Zeit gilt das Wort: „denn dieses Volkes Herz ist verstockt; mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht". Da wird allein das Gute herausgenommen und das Schlimme übergangen oder übersehen. Und wo man das Schlimme doch liest und gebraucht, da wird es nach dem Guten umgedeutet. Man sieht nun einmal die Bibel als ein ganz in sich übereinstimmendes, und durch und durch gutes und heiliges Buch an; und so von ihr zu halten und zu sagen, das ist die erste kirchliche Tugend, das ist der „Glaube." Da nun im Neuen Testamente Gott als ein liebreicher Vater erscheint und im Religionsunterricht stets so dargestellt wird, so muß auch Alles, was im Alten Testamente von ihm gesagt ist, in diese Vorstellungen passen; die grausamsten wildesten Barbareien werden zur Gerechtigkeit umgewandelt,

das kleinlichste Levitenthum wird zur weisen Gesetzgebung, die menschliche Beschränktheit und was sonst nicht in die einmal angenommene Voraussetzung passen will, wird für Bild ausgegeben, für so oder so zu verstehen, so klar es auch sein, so sehr es der Schriftsteller auch eigentlich meinen mag. Es ist ja ein bekannter Satz, daß jeder Mensch in der Bibel finde, was er suche. Theils ist wirklich sehr Verschiedenes darin zu finden, wie selbst beim Gotte des Alten Testaments Milde und Liebe neben der Barbarei, Erhabenheit neben der Kleinlichkeit, Unendlichkeit neben der Beschränktheit sehr reichlich vorhanden ist; theils hilft die Auslegungskunst weiter, wo das nicht mehr ausreicht.

Dennoch aber blicken jene Züge aus dem Bilde Jehova's auf das Grellste heraus für jedes sehende Auge, und ganz übersehen kann sie niemand, ganz unberührt von ihnen bleiben kann schwerlich ein Herz, das an diesem Bilde vorübergeht. Wenn an dem Gotte, der jemanden zur Verehrung und Nacheiferung dargeboten wird, solche Züge sich befinden, so kann es schwerlich fehlen, daß etwas davon dem Gemüthe des Verehrenden sich einpräge. Den Kindern schon wird in der Schule gesagt: seht, das ist euer Gott, und das ist sein Wort, und das sind seine Thaten! Wie sollte nicht etwas von den schlimmen Eigenschaften dieses Gottes in sie übergehn, wenn sie irgend Sinn dafür haben? wie sollten sie nicht auch einen ungebührlichen Werth auf Aeußerlichkeiten legen, da ihr Gott sie so überaus hoch achtet? wie sollten sie nicht auch einigen Grimm gegen die „Gottlosen," d. i. die Ungläubigen, und überhaupt etwas von dem glühenden Zorne in sich aufnehmen, der in ihrem Gotte brennt? wie sollten sie nicht gegen Blut etwas gleichgültiger werden, da ihr Gott dessen eine so unermeßliche Menge vergießen läßt? Wo diese Eindrücke nicht eben zum Vorscheine kommen, da ist es die Humanität der Zeit, welche sie abwehrt. Und seht auch nur unsre Gläubigen an; — wie Manche unter ihnen dieselbe Zornesgluth gegen Andersdenkende athmen, wie ihr Jehova. Der Gott des Alten Testamentes ist vorzugsweise ihr Gott, hinter welchem bei ihnen der mildere des Neuen Testaments ganz zurücktreten muß, obgleich auch dieser die alttestamentliche Natur noch keineswegs ganz abgelegt hat. Wie laben sie sich an den Gerichten, welche Jehova über Aegypter und Kananiter,

über die Rotte Kora und andre Widerspenstige hält! Sie sehen in diesen ihre eignen Gegner, die der Kirche und dem Glauben Ungehorsamen ihrer Zeit, und citiren gar gern bei vorkommenden Gelegenheiten geeignete Stellen. Wie herrlich haben diese alttestamentlichen Geschichten den Ketzerverfolgungen und Ketzerverbrennungen zum Muster dienen können! —

Wie mögen die meisten Geistlichen unsrer Zeit nun noch so blind oder so barbarisch oder so heuchlerisch sein, daß sie immerfort die Bibel als „Gottes Wort," als „heilige Schrift" über alle andern Schriften setzen, und sie den Gemeinden als das ewige Lebensbrod darreichen! Daß in der Bibel auch Gutes und viel Gutes stehe, rechtfertigt das nicht, denn die Geistlichen thun als wenn lauter Gutes in ihr stünde, und in dem „Worte Gottes," in der „heiligen Schrift" kann auch nur Gutes stehn. Steht aber nicht lauter Gutes in der Bibel, so sagt das den Gemeinden frei heraus und warnt sie vor dem Schlimmen. Und wie könnt ihr, was dasselbe ist, fort und fort den Gott der Bibel und also auch des Alten Testaments ihnen als lebendigen wirklichen Gott hinstellen, da er doch der Gott jener Zeit ist? Und wie könnt ihr bei solchem Verhalten vorgeben, dem Volke das Rechte zu bieten, sie zur Milde und Liebe zu führen? Ihr führt sie damit nur zur Unterwürfigkeit unter jede Art von Despotie, ihr macht sie, soviel an euch ist, zu Knechten, welche ebenso Alles zu tragen als Alles zu thun fähig sind.

Ich denke, an diesem Einen Beispiele hinlänglich gezeigt zu haben, wie verderblich der immer noch so geflissentlich festgehaltene Wahn von der Vollkommenheit der Bibel sei. Er ruinirt gleichmäßig den Verstand und das Gemüth der Menschen, die sich nicht in eigner gesunder Kraft dagegen wehren. Das Wort „Prüft Alles und das Gute behaltet" verlangt seine Anwendung auch bei der Bibel. Erst wenn offen und ehrlich die Kirche sich zu ihm bekennt, wird sie Anspruch auf Achtung erlangen und von dem Vorwurfe, Verderben zu säen, sich reinigen können.

3.
Politische Befreiung nicht ohne religiöse.

Unsere radikalen Politiker schätzen die Bestrebungen für religiöse Befreiung des Volks meist gering. Sie achten dieselben für verlorene Mühe, und meinen, die Kirche könne der Freiheit nicht mehr schaden, weil sie in sich morsch und ihre Lehre durch die Wissenschaft zur Gnüge gestürzt sei. Sie halten es wohl gar der politischen Befreiung für verderblich, wenn die Aufmerksamkeit des Volks auf die Fragen der Religion und Kirche gelenkt wird, weil es dadurch abgezogen werde von dem was allein noth thue, von dem Ringen nach dem freien Staate.

Es ist wahr, es giebt Zeiten, in welchen alle Kräfte auf Lösung Einer großen Aufgabe gerichtet werden müssen. Das deutsche Volk, soweit es dazu überhaupt willig war, hat das mit der Politik im vergangenen Jahre auch gethan. Aber dieses vergangene Jahr hat uns auch gezeigt, daß politische Agitation es nicht allein thut, daß vielmehr ein zum großen Theile innerlich noch unfreies Volk auch der vollen äußern Freiheit noch nicht fähig ist. Ueberdem liegt es in der Natur der Dinge, daß eine solche, nach nur Einer Seite hin gerichtete Thätigkeit in der hohen, dazu erforderlichen Anspannung nicht lange verharren kann. Die andern Interessen sind auch da und fordern Befriedigung, und um so mehr wenn neue Freiheit alte Hemmungen dieser Befriedigung beseitigt. Die Freiheit ist für Alles; Alles wird sie nutzen. Und nur der Kampf für sie auf allen Gebieten gemeinschaftlich wird sie wahrhaft befestigen. Keine äußere Freiheit ohne innere, und insbesondre auch ohne religiöse.

Es liegt schon in der Natur der Sache, daß die politische und religiöse Freiheit oder Unfreiheit sich gegenseitig unterstützen oder hemmen müssen. Der menschliche Geist ist doch nur Einer, wie sein Leib nur Einer ist. Wir reden von verschiedenen Gliedern des Leibes, aber wir wissen doch, daß sie zusammen gehören. Es ist dem Fuße nicht einerlei, ob die Hand lahm oder gesund ist, und so der Hand nicht, wie es mit dem Fuße steht. Auf ganz ebnem Wege mag es gehn; aber wenn er holprig oder schlüpfrig ist, so wird der Fuß wohl gefördert, wenn die Hand durch den Stab ihm forthelfen kann. Jedes

Glied entbehrt etwas, wenn eins der Glieder nicht gesund ist, denn der ganze Mensch entbehrt etwas, und jedes Glied gehört zum ganzen Menschen. So ist es eben auch mit den Kräften und verschiedenen Richtungen des Geistes. Sie unterstützen einander alle, wenn sie frei und tüchtig sind, hemmen einander aber, wenn sie gebunden sind oder schwach. In einem politisch ganz unfreien Lande wird die religiöse und überhaupt geistige Freiheit sich schwer einigermaaßen durchkämpfen; in einem religiös unfreien Volke wird die politische Freiheit schwer festen Fuß fassen.

Nur wenn Menschen ein gewisses Maaß von Kenntniß, Einsicht, Fertigkeit besitzen, werden sie jenes Gefühl und Bewußtsein der Unabhängigkeit haben können, ohne welches ein Volk nicht frei sein kann. Wer jene Kenntniß, Einsicht und die Fähigkeit ihres Gebrauchs nicht hat, der ist von Andern, die sie haben, abhängig; jeder muß in den ganz allgemeinen Angelegenheiten, die ihn so gut angehn wie jeden andern Staatsbürger, ein eignes selbstständiges Urtheil haben und dieses nach seinem Theil geltend zu machen wissen. Fehlt ihm das, so fühlt und weiß er sich nothwendig abhängig, unmündig. Er muß Andern blind glauben und folgen, und was er selbst vertreten sollte, Andre nach ihrer Meinung für ihn ausführen lassen. Der bloße etwaige Wille, selbstständig zu sein, und das etwaige rohe Eifern dafür macht's natürlich noch nicht; ein wirklich freier Mann kann nur der sein, der in den allgemeinsten Angelegenheiten sich selbst zu rathen und zu helfen weiß.

Bildung also, Kenntniß, Einsicht, geistige Selbständigkeit nnd Tüchtigkeit ist nothwendig zur politischen Freiheit. Wer in religiöser Beziehung unfrei ist, dem mangelt ein wesentlicher Theil der geistigen Freiheit, der Bildung überhaupt. Der religiös befangene Mensch wird nicht leicht in einem andern Gebiete frei und richtig urtheilen. Die Gebiete des menschlichen Wissens und Denkens sind ja nicht von einander getrennt wie verschiedene Schachteln oder Fächer, daß in dem einen etwas sein könnte, was vom Inhalte des andern gar nicht berührt würde. Das menschliche Wissen und Denken steht vielmehr bei natürlichem Zustande mit einander im Zusammenhange, und wenn auch dieses natürliche Verhältniß durch Unnatur bei man-

chen Menschen zerrissen scheint, so ist es doch unmöglich daß es wirklich ganz aufgehoben werden könnte. Ist ein Mensch politisch freisinnig, im Uebrigen aber befangen, so muß nothwendig dieser Mangel auch auf seinen politischen Sinn hemmend einwirken; und hätte ein Mensch in allen übrigen Gebieten unabhängigen Sinn, wäre aber religiös befangen, so würde seine ganze geistige Freiheit doch ihre schwache Stelle haben, bei der sie zu fangen wäre. Die volle Freiheit ist eine allseitige Freiheit. Darum kann keine Seite derselben vernachlässigt werden, ohne der ganzen zu schaden.

Ich muß dieß noch mit Einigem begründen, da Viele im Gegentheil der Ansicht sind, religiöser und politischer Freisinn habe nichts miteinander zu thun. Die religiöse Unfreiheit kann darin bestehn, daß man nicht wagt, die Vorstellungen und Lehren, die Einem durch Jugendunterricht und Kirche überliefert worden sind, mit eignem Denken zu prüfen und selbständig nach bester Ueberzeugung zu beurtheilen. Wer so nicht wagt, gegen Kirche und Geistlichkeit und ihre Ueberlieferung sich das Recht der freien Vernunft zu wahren, sondern es für seine Pflicht hält, denselben in seinem Glauben unterthan zu sein und in seinem Denken sich zu fügen, der wird auch um so eher geneigt oder zu bewegen und dabei zu erhalten sein, daß er dem Staate und seinen Beamten und deren Gesetzen, Verordnungen und Maaßregeln gegenüber nicht zu forschen, zu fragen, zu denken und zu tadeln wage, sondern sich dem im Staate Ueberlieferten und „Bestehenden," wie dort dem in der Kirche Ueberlieferten und Bestehenden, unselbständig unterwerfe. Der Staat mit der Politik ist ebenso eine überlieferte Macht wie die Kirche mit der Religion, und auch ihm haftet eine Art von Heiligenschein an, welche den geistig Unselbständigen blendet und gefangen nimmt. — Oder die religiöse Unfreiheit liegt in den eignen, vielleicht zum Theil selbstgebildeten religiösen Vorstellungen. Es kann jemand wagen, selbst nachzudenken über die religiösen Lehren, die ihm beigebracht worden sind, ohne sich an die Autorität der Kirche, der Geistlichkeit und der Ueberlieferung zu kehren. Er kann sich auf diese Weise seine religiösen Vorstellungen einigermaaßen selbst formiren, aber eben diese seine eignen, zum Theil selbstgebildeten Vorstellungen schließen ein unfreies Verhältniß des Menschen zu einer frem-

den Macht ein, so wird er sich zu seinen eignen Gebilden unfrei verhalten. Hat jemand etwa den Glauben an die absolute Sündhaftigkeit des Menschen und die absolute Blindheit seiner Vernunft, welchen Gebrechen allein durch die göttliche Gnade von oben, durch Mittheilung höherer Kräfte abgeholfen werden könne, so wird er um so eher in der Gemüthsverfassung sein, auch im Staatsbürger nur den blinden und untüchtigen Unterthanen, und im Fürsten und seiner Umgebung nur die höhere Weisheit, Güte und Kraft zu sehn, durch welche allein jenem geholfen werden könne. Wer gewohnt ist Bußgebete zu sprechen, und sich als gänzlich verderbt und als unfähig sich selbst zu helfen darzustellen, der wird folgerichtig auch sein Heil im Staate allein vom Throne her erwarten. Der Glaube an eine göttliche Offenbarung der Religionsgeheimnisse wird geneigt machen, auch die Offenbarung der Staatsweisheit vom Throne ausgehn zu sehn; der Glaube an die Macht Gottes durch Wunder die Naturgesetze zu durchbrechen, wird ihn empfänglicher stimmen für den Glauben an Macht und Recht des Königs, auch die Staatsgesetze zu besondern höhern Zwecken zu durchbrechen; der Glaube an ein Heiligthum, darin Gott seinen Sitz habe und von wo aus er die Welt durch unsichtbare Fäden regiere, wird ihm um so leichter Unterthanen-Schauer einflößen vor dem „geheimen Cabinett" und den Ordern, die aus demselben kommen.

Nun wird eingewendet, die Erfahrung lehre aber doch, daß gar häufig religiös unfreie, sehr orthodoxe und der Autorität ihrer Kirche ergebene Menschen doch politisch freisinnig wären, und auch wieder umgekehrt, daß religiös freisinnige Männer politisch unfrei sich zeigten. Das ist als Erscheinung nicht zu leugnen; dennoch aber ist es ein innerer Widerspruch, eine Unnatur, höchstens als Uebergang anzuerkennen: ein ganzer, in sich übereinstimmender Mensch wird immer entweder frei oder unfrei sein in jeder Hinsicht. Solche Uebereinstimmung in sich selbst ist indeß nicht jedermanns Sache; der Widerspruch mit sich selbst, die Inconsequenz, ist vielmehr sehr gewöhnlich. So finden wir auch Menschen, welche politisch frei und religiös unfrei sind oder umgekehrt. Aeußere Verhältnisse und Einflüsse sind die Ursache davon. Gewöhnung von Jugend auf, Autoritäten, Umgangskreise, Richtung der Studien, Vortheil

und Nachtheil, Lebenserfahrungen und dergleichen, wirken oft fördernd oder hemmend in dieser oder jener Beziehung ein, befreien auf der einen Seite, fesseln auf der andern. Gewöhnlich führt man England und Nordamerika als Beispiele an, wie religiöse Unfreiheit, die dort noch so überwiegend sei, mit politischer Freiheit wohl bestehen könne. In England haben für diese Freiheit und jene Unfreiheit besondre geschichtliche Verhältnisse gewirkt, und überdem ist die politische Freiheit dort noch gar sehr mit unfreien Elementen versetzt, die ihren Ursprung aus der Vergangenheit bezeugen und eine neue Befreiung nothwendig machen. In Nordamerika war es leichter, in dem neuen Lande einen freien Staat zu gründen und das fern über dem Meere liegende Joch loszuwerden, als es hier in Europa ist, die Freiheit im eignen Lande zu erringen. Und dann stammte die erste Bevölkerung des Landes von Solchen, welche wegen politischen und religiösen Druckes die Heimath verlassen und hier eine Zuflucht gesucht hatten. Endlich aber werden wir auch die Nordamerikaner noch nicht als die vollendet freien Männer ansehn können, wenn sie auch weiter sind als wir. Sie würden vielleicht sehr unfreie Gesetze in religiöser Beziehung haben, wenn nicht ihre Mischung aus so verschiedenen religiösen Bekenntnissen gleich bei der Gründung ihres Staats freie Gesetze in dieser Beziehung erzwungen, und eine beabsichtigte Beschränkung unmöglich gemacht hätte. Die religiöse Unfreiheit der Nordamerikaner in ihrer Mehrheit ist jedenfalls ein sehr bedeutender Makel an ihrem Freisinn überhaupt, und er wird sehr bedeutend gewinnen, wenn sie auch hierin durch Einsicht frei werden.

Nun sehe man aber eine Menge von Nationen an, welche gegenwärtig nach politischer Freiheit ringen, religiös aber noch unfrei sind, — wie sehr diese Unfreiheit jener Freiheit hinderlich oder gefährlich ist. Die Regierung der französischen Republik kann daran denken, die junge römische Republik zu Gunsten des Papstes unterdrücken zu helfen, weil das französische Volk katholisch ist und deshalb die abergläubische Verehrung des Papstes noch vielleicht die Mehrzahl gefangen hält. Das römische Volk hätte unmöglich sich frei machen können von seinem priesterlichen Herrscher, wenn es nicht in einem sehr ansehnlichen Theile mit seiner alten Religion gebrochen hätte; aber

wir wissen noch nicht, wie weit der niedergebrannte alte Aberglaube noch einmal emporlodern, noch einmal angefacht werden wird in diesem Volke, um den vertriebenen heiligen Vater wieder einsetzen zu helfen. Welch bedeutende Handhabe für die Reaction, für alle freiheitsfeindlichen Bestrebungen der Zeit giebt nicht die religiöse Befangenheit ab. Wir können's ja bei uns in Deutschland hinreichend sehen, wie die Gläubigkeit mit der politischen Reaction Hand in Hand geht, und wenn Ultramontane gelegentlich frei stimmen, so ist es doch nur, weil sie hier von der Freiheit einen Vortheil für ihre Kirche, für ihren Glauben erwarten, wenn sie sich darin auch für die Länge täuschen möchten.

Genug, kein gründlich freier Mensch wird den innern Zusammenhang der religiösen mit der politischen Freiheit verkennen. Darum wollen wir zwar mit aller Kraft und Ausdauer nach Gewinnung freier Staatsformen streben, zumal in dieser Zeit der neuen Gestaltung unsrer Staaten; aber darüber die allseitig innere Befreiung des Volks, und insbesondre seine religiöse Befreiung nicht vergessen, damit wir nicht zuletzt auf Sand baun und dem Rückwärtsstreben den Eingang in das Herz des Volkes offen lassen. Alle Freiheit ist Eine, und wo ein Mensch nicht allseitig frei ist, da ist er halbfrei, und wir haben gesehen, wie die Halbfreiheit das größte Hinderniß der wirklichen Freiheit ist. Und zuletzt wollen wir doch sicherlich die freien Staatsformen nicht um ihrer selbst willen, sondern weil wir den freien Menschen wollen durch und durch; wir wollen sie als einzigen Weg, den Menschen allseitig zu entwickeln, all die Keime in ihm zum Leben und Gedeihen zu bringen, ihn zu einem in sich einigen Wesen werden zu lassen. Die Freiheit und Gerechtigkeit der Staatsformen ist uns die Pforte zur Verwirklichung des Menschenideals; wir verlangen nicht nach einem Reiche freier Barbaren, sondern nach einer in Freiheit sich zu immer höherer Blüthe entwickelnden und zu immer größerm Glücke erhebenden Menschheit.

5.
Ueber die künftige Stellung der Kirche.

Art. 1. Verhältniß zum Staate.

Wenn auch von der politischen Freiheit, die wir im vorigen Jahre errungen zu haben meinten, uns wenig mehr als der Schein übrig geblieben ist, und zwar auch dieser nur in den Augen der Blödsichtigen, — wenn auch sogar die wenige Wahrheit, die wir davon in der Preßfreiheit und dem Vereinigungs- und Versammlungsrechte noch haben, ebenfalls bedroht ist, in blosen Schein verwandelt zu werden, — so hoffen wir doch, daß da wo einmal der Schein so entschieden nothwendig wurde, die Forderung der Wahrheit doch im Volke unverwüstlich liegen und zu seiner Zeit wieder hervorbrechen soll. Wie im Allgemeinen mit unsern Staatsverhältnissen, so verhält es sich auch mit der künftigen Stellung der Kirche. Auch für sie sind neue, große Grundsätze der Freiheit im vorigen Jahre ausgesprochen, in den Grundrechten und Verfassungen, namentlich auch der preußischen vom 5ten December, verbrieft, — bis jetzt aber ist davon wenig verwirklicht, und die einstweiligen Maaßregeln der Regierung zeigen, wie sie auch hier gern den Schein für die Wahrheit nehmen, jedenfalls die volle Ausführung zu verhindern suchen wird. Denn die preußische und mit ihr mindestens die meisten deutschen Regierungen, wie alle Erbregierungen in der Welt, geben von Freiheit nur soviel als sie müssen, und halten von Absolutismus, von Bevormundung des Volks soviel fest als sie können, nehmen davon soviel zurück als sich Gelegenheit zeigt. Dennoch lassen wir auch in Beziehung auf die Kirche den Muth nicht sinken. Auch hier sehen wir in dem einmal ausgesprochenen und sogar in die octroyirte Verfassung eingeschriebenen Grundsatze eine gewaltige Handhabe für die kämpfende Freiheit, das ringende Recht, das hervorbrechende Licht. Nur eine tief in unserm Volke liegende Nothwendigkeit konnte ein solches Zugeständniß, wie es in jenem Grundsatze ausgesprochen ist, unsrer Regierung, die eine halbpfäffische war, abzwingen; diese Nothwendigkeit wird sich gegen alle hinterlistigen und frechen Versuche einer Partei, auch hier für Wahrheit nur Schein zu geben, zuletzt doch geltend machen.

Von selbst wird indeß auch hier die Freiheit nicht kommen. Es ist darum nothwendig, daß wir uns bei Zeiten klar machen, welche Stellung denn nun von den neuen Grundsätzen für die Kirche gefordert werde. Der gewöhnliche Ausdruck ist: die Kirche muß vom Staate getrennt werden. In der preußischen Verfassung vom 5ten December heißt es, sie solle ihre Angelegenheiten künftig selbst verwalten. Die Kirche, namentlich die protestantische oder evangelische, war bisher mit dem Staate verbunden, und ist es noch. Der König wird der „oberste Bischof" derselben genannt. Er hat ein geistliches Ministerium, aus einem Minister und aus Räthen bestehend, die er ganz nach Belieben einsetzt. Unter diesem stehen wieder in den Provinzen Consistorien mit Räthen, einem Generalsuperintendenten und Präsidenten, welche alle der König und der Minister beliebig auswählen. Auch die Regierungen greifen in die Kirchenverwaltung, wenigstens nach den äußerlichen Angelegenheiten, ein. Unter beiden stehen wieder Superintendenten, die abermals in den östlichen Provinzen durch die Staatsbehörden erwählt werden. In der westlichen, in Rheinland und Westphalen, besteht eine Presbyterial- und Synodal-Verfassung, d. h. eine kirchliche Constitution, vermöge welcher Geistliche und Laien auch einen gewissen Einfluß üben, während die Verfassung der Kirche in den östlichen Staaten ganz absolutistisch ist. Man hat auch hier ein paar Mal in einem Anfall von Freisinnigkeit eine solche Constitution geben wollen und schon den Anfang der Vorbereitungen dazu gemacht, aber schnell wieder eingehalten und die Sache einschlafen lassen. So ist also die Kirche in den östlichen Provinzen thatsächlich eine absolute Monarchie, so gut wie die päpstliche, trotz alles Brüstens der Protestanten mit ihrer protestantischen oder evangelischen Freiheit, und in den westlichen eine constitutionelle Monarchie, also doch auch eine Monarchie. Der König regierte die Kirche nach seinem Willen, sowohl in Lehre als in Einrichtungen. Freilich gab die Regierung nicht willkürlich Glaubensbekenntnisse zur Nachachtung heraus, — das würde auch der Papst nicht wagen, und liegt eben so wenig in seinem als in des Königs Interesse. Aber dafür hielt sie desto mehr auf den alten Bekenntnissen und ließ keine neuen aufkommen, hemmte den Fortschritt im Glauben und der Predigt, hinderte das Eindringen der freien

Erkenntniß in die Räume der Kirche soviel es sich thun ließ, hielt auf die alten Gebräuche, gab eine Agende, eine Ordnung des Gottesdienstes und gottesdienstlicher Handlungen und der Gebete, und drang sie allmählig, unter dem anfänglichen Scheine freier Selbstbestimmung, den Gemeinden auf. Sie verfuhr im Ganzen nicht so, daß sie sich herausnahm Neues aufzuzwingen, sondern so, daß sie zum Festhalten an dem Alten zwang. So konnte sie sagen, sie gebe und halte nicht ihren, sondern den alten Glauben, den Glauben der Väter, der Reformatoren, den ächten christlichen Glauben, — sie schirme nur diesen allerheiligsten Glauben gegen die Angriffe des Unglaubens, sie schütze „die Kirche" bei ihrem Rechte, wahre derselben ihre heiligsten Besitzthümer. O diese vortreffliche, uneigennützige Regierung! Sie war freilich glücklicher Weise mit diesem „Glauben der Väter", mit diesem „Glauben der Kirche", mit dieser „göttlichen Offenbarung" auch für ihr Theil sehr zufrieden, weil er ein alter, ein stabiler, feststehender, ein Autoritäts-, ein unfreier Glaube war, und als solcher sich am Besten eignete, den Sinn für Autorität, für blinde Unterwürfigkeit auch in staatlichen Dingen zu nähren. So konnte man angeblich „mit Christo", dem „Durchbrecher aller Banden", dem Freiheitshelden, die Freiheit zügeln, geistige und leibliche Bande anlegen, und behielt doch den Schein eines ungeheuren Respekts vor einer höhern, einer mehr als königlichen Macht. Und dabei redete man immerwährend von der Freiheit des Glaubens und seiner Unantastbarkeit. Wollte dann wirklich einmal ein Geistlicher von dieser angeblichen Freiheit für sich und seine Gemeinde ernstlichen Gebrauch machen, die Schranken des geschriebenen Dogma's und des vorgeschriebenen Gebets durchbrechen zu seinem und zu der Gemeinde Förderung, so mußte er zum Schweigen oder vom Amte gebracht werden „um die Freiheit der Gemeinde zu wahren"; und erklärte diese sich mit ihm einverstanden, so wurde sie zur Ruhe gebracht „um die Freiheit der Kirche zu schützen". Diese „Kirche" war die Regierung in Verbindung mit der pietistischen Partei, oder, will sie dies nicht gelten lassen, — das längst verstorbene, in den Gräbern ruhende Geschlecht, das einmal so gedacht hat, wie die Bekenntnisse lauten. Kein Lebender hatte nach den Grundsätzen dieser „christlichen" Regierung ein Recht, in der Kirche etwas abzuändern

und zu gestalten, zu bekennen wie der Geist ihn trieb und zu beten wie er mochte, — also war dieß Recht nur bei den Todten, oder vielmehr — bei ihren Stellvertretern, den regierenden Herren. „Die Kirche, die Kirche“, riefen diese, wenn der Geist sich regen wollte; aber diese „Kirche“ war nirgends zu finden und nirgends um ihre Entscheidung zu fragen als — im geistlichen Ministerium. Das „Recht der Gemeinde“ hielten sie dem Einzelnen entgegen, und der Gemeinde wieder das „Recht der Kirche“; sie verwiesen alle Neuerungsversuche auf den „geordneten Weg“ und doch gab es keinen; forderte die Knechtung Unterstützung, so wurde sie bereitwilligst gewährt, flehete die Freiheit um Schutz, so war man „incompetent“, weil man sich keinen Eingriff in die Kirche erlauben dürfe. Was am Hergebrachten nicht behagte, das beseitigte man dennoch, nur mußte es als Wiederherstellung des Alten geschehn; so wurde die Union als Aufhebung unwesentlicher Unterschiede und Rückführung zum einfachern Christenthum zu Stande gebracht, so wurde die neue Agende für die Königlich preußischen Staaten als „Erneuerung“ alter kirchlicher Ordnung gegeben. Es hat schwerlich je ein jesuitischeres lügenhafteres System gegeben als dieses, ein System, das mehr geeignet gewesen wäre, die Kirche und den Staat zugleich zu entsittlichen und „Haß und Verachtung“ gegen beide hervorzubringen, was doch an den Unterthanen so streng geahndet werden soll.

Dieser Zustand der Verbindung zwischen Staat und Kirche soll also aufhören, die Kirche soll vom Staate getrennt werden, sie soll ihre Angelegenheiten künftig selbst verwalten, — ein Schrecken der gesetzlich Gläubigen, eine Freude den freien und ehrlichen Männern, denn Jene wissen wohl, daß ihr Glaube nur durch die Staatsgewalt erhalten werden kann, und diese wissen wohl, daß ihr Denken, wenn es nicht gewaltsam gehemmt wird, siegen muß. — Wenn nun diese Trennung der Kirche vom Staate wirklich und ehrlich ausgeführt werden soll, wie muß es dann werden? Es kann dann kein geistliches Ministerium mehr geben, wie sich von selbst versteht, denn sonst wäre ja Kirche und Staat verbunden. Es kann dann der König, als solcher, nicht mehr oberster Bischof sein. Es ließe sich denken, daß der König von der Kirche, d. h. von den Gemeinden, zum obersten Bischof frei gewählt würde, wenn sie einen

solchen Bischof haben, wenn sie eine Art päpstlicher Kirche bleiben wollte, was ihr natürlich freistehen muß. So gut sie zu ihrem obersten Bischof einen Bauer, einen Handwerker, einen Geistlichen, einen Kaufmann oder was sonst wählen könnte, wenn sie ihn dazu für passend hielte, so gut könnte sie auch den König nehmen, so lange nicht etwa ein Staatsgesetz diese Wahl ihr untersagte, damit der König seine königliche Macht in dieser Stellung, in der er sich doch nur als Privatmann befände, nicht zur Benachtheiligung der andern Religionsparteien mißbrauchen möchte. Aber als König ohne Weiteres kann er auf keinen Fall mehr oberster Bischof sein, und diese Würde kann mit seiner königlichen gar nichts zu thun haben. Ob die Kirche ferner Consistorien haben will oder nicht, das ist ihre Sache; sie kann sich dergleichen Behörden einsetzen und besolden, aber die Consistorien, wie wir sie jetzt haben, als staatskirchliche Collegien, von Staatsbehörden abhängig und eingesetzt, können natürlich nicht mehr bestehn. Genug, die Staatsregierung hat künftig keinen Einfluß auf die Organisation der Kirche; die Kirche organisirt und erhält sich selbst, wie und so lange sie will und kann, und wenn sie nicht mehr wollte oder könnte, so ginge sie auseinander. Die Kirche kann künftig nur ein freier Verein von frei sich bildenden oder zusammenbleibenden Gemeinden sein. Ueber ihren gemeinsamen Glauben und Gottesdienst und Verwaltung haben diese Gemeinden sich zu verständigen, Altes beizubehalten oder Neues einzuführen, wie sie wollen. Können sie sich nicht verständigen, haben sie verschiedenen Glauben und wollen sie verschiedene Gottesdienste oder Erbauungsweisen, so können sie eben nicht vereinigt sein, sondern müssen sich trennen, und verschiedene Kirchen, oder wie sie sich sonst nennen wollen, bilden oder auch gar keine. Ich möchte den sehen, der auf dem Boden der Freiheit einen andern Rath geben könnte; freilich, auf dem Boden der Unfreiheit, da läßt sich andrer Rath geben, da hält man, was innerlich nicht mehr zusammengehört, was also aus freiem Triebe nicht beieinander bleiben kann, äußerlich mit Gewalt zusammen und hindert auch soviel als möglich durch Unterdrückung von Gedanken und Wort das innere Auseinandergehn. Dabei wollen's die orthodoxen Staatskirchler, unsre vorzugsweise frommen Christen, gern erhalten, und sie werden alle Kräfte offen und geheim in Be-

wegung setzen, um es zu erreichen. Dann würde auch die Religionsfreiheit und die Tennung der Kirche vom Staate eine Lüge werden. Wir werden sehen, ob die ehrlichen und freien Glieder der Kirche wach und stark genug sind, um einen Betrug zu verhüten. Einstmals würde er dennoch zu Schanden werden, denn der freie Menschengeist läßt sich nicht spotten.

Art. 2. Die Gemeinde.

Im vorigen Artikel beschäftigten wir uns mit dem Verhältnisse der Kirche zum Staate, sowohl wie es bisher gewesen sei, als wie es nun werden müsse. Wir sahen, daß der König oder sonstige Landesfürst als solcher nicht mehr oberster Bischof sein, daß es kein geistliches Ministerium, keine Königlichen Consistorien, keine Königlichen Snperintendenten mehr geben könne, sondern daß die Kirche, d. h. die Gesammtheit der Gemeinden, welche zu einer Kirche gehören, sich Superintendenten und Consistorien, und meinethalben sogar einen obersten Bischof schaffen könne, wenn sie eben wolle, oder von alle dem nichts habe und in andrer Art sich gestalte, wie sie wolle und für gut und angemessen finde. Das wird die Gesammtheit aller Gemeinden zu thun haben. Wie wird es aber mit der einzelnen Gemeinde für sich allein; was hat diese für Befugnisse?

Bisher hatte sie, wenigstens in unsern östlichen Provinzen des preußischen Staates, fast gar keine als die, beim Alten bleiben zu können. Wie schon im vorigen Artikel gesagt, die Regierung war mit dem alten Kirchensysteme ganz einverstanden, weil es alt war und fest geschrieben stand wie ein Gesetz, und weil es die Unselbständigkeit und Unterwürfigkeit des Menschen fördert, und weil schon das Festhalten am Alten an und für sich ihrem eignen Systeme entsprach. Darum erkannte sie sehr gern das Recht der Gemeinde an, am Alten zu halten in Glauben und kirchlicher Ordnung. Sie war einmal bei Gelegenheit der Union der lutherischen und reformirten Kirche auch hiervon, vorgeblich zwar nicht, aber doch thatsächlich abgewichen, indem sie, nachdem durch allerlei Mittel die Gemeinden und Geistlichen zur Annahme der Union und der Agende gebracht worden waren, doch diejenigen unter denselben, welche

zu dem eben halb im Traume verlassenen Lutherthum zurückkehren wollten, gewaltsam davon zurückhielt. Aber später schien sie, wenn nicht Reue hierüber, doch Bedauern über die ganze Union zu empfinden, weil diese die Gültigkeit des geschriebenen alten Glaubensgesetzes nothwendig auflockern mußte. Von dieser Union und ihrer Agende abgesehen, hat indeß die Regierung im Großen und Ganzen das Recht der Gemeinde, am Alten zu halten, so ziemlich respektirt. Das war aber freilich auch Alles. Das Recht der Neuerung war nicht ebenso anerkannt, wurde vielmehr mit allen Mitteln niedergehalten. Gegen den neuerungslustigen Prediger nahm die Regierung die Gemeinde in Schutz, gegen die neuerungslustige Gemeinde den Prediger, gegen die Neuerungslust beider im Verein „die Kirche", dieses eigentlich nirgends existirende, von der Regierung nur immer bei geeigneten Anlässen aus den Gräbern der Vergangenheit heraufcitirte Gespenst, welches in Wirklichkeit nichts war als die wohlbegründete Liebe der Regierung selbst zum alten kirchlichen Glauben und Gottesdienst. Die Regierung hegte und pflegte zwar die Gemeinden gar sorgfältig, aber wie der Hirt die Schäflein, ganz nach ihrem Belieben auf den alten Triften. Sie waren ebenso bevormundet in kirchlichen wie in staatlichen Dingen. Galt es einen neuen Prediger zu wählen, so wählte ihn die Regierung oder der Rittergutsbesitzer im Dorfe. Die Gemeinde wurde der Form nach gefragt, ob sie etwas Erhebliches gegen Lehre, Leben und Wandel des Ernannten einzuwenden habe; aber ob das, was sie nun etwa einzuwenden sich getraute, wirklich erheblich sei, also Wirkung haben solle, das entschied dieselbe Regierung, die sich bereits für den Mann entschieden hatte. Sie erklärte es denn fast immer für unerheblich, es hieß gewöhnlich nach Gellert: „Ihr Ochsen, die ihr alle seid, euch Eseln geb' ich den Bescheid, ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrer nehmen", und die Bauern sagten entweder: „ach ja, Herr Amtmann, ja", oder sie zogen sich schweigend und grollend zurück, selbst erstaunt über die ungeheure Kühnheit, die sie gehabt hatten. Mitunter trotzten sie eine Weile fort, bis zum Schluß die Regierung ihren Pfarrer doch einsetzte. Ein wirklicher Erfolg für die Gemeinden war sehr selten. Es war sogar Grundsatz der Regierung, auf Wünsche und Bitten der Gemeinden um einen bestimmten Prediger nicht einzugehn, keine

Rücksicht darauf zu nehmen als die, nun diesen eben nicht zu gewähren. Sie fürchtete da immer unreine Beweggründe und in Folge derselben unreine Verhältnisse, während sie ihre eignen Beweggründe stets für gut und recht hielt und gute Erfolge von ihrer Wahl erwartete. Die Rittergutsbesitzer, welchen das Patronat, also auch das Wahlrecht zustand, berücksichtigten auch nur selten die Wünsche der Gemeinden. Der neue Pfarrer mochte nun der Gemeinde gefallen oder nicht, sie mochten in ihren Ansichten sich vereinigen können und sonst sich vertragen oder nicht, — er war nun einmal da und blieb, bis er vielleicht durch Erlangung einer „bessern Stelle" ihr wieder entrückt und einer andern aufgenöthigt wurde. Die Wahl des Geistlichen ist natürlich schon von bedeutendem Einflusse auf das Kirchenwesen, und wäre von ganz entscheidendem Einflusse bei Freiheit der Gemeinden. Aber auch außerdem hatten die Gemeinden auf Gestaltung desselben keinen, ja noch viel weniger Einfluß. Die Lehre mußte bleiben wesentlich wie sie war. Die Liturgie durfte nicht verändert werden; nur verstohlen konnte der Geistliche geringe Abänderungen wagen, immer in Furcht verklagt zu werden. Auch nicht einmal in Wahl des Gesangbuchs hatte sie freie Hand. Nur solche, welche die Regierung approbirte, durfte sie einführen. Zu Zeiten war der Wechsel ganz abgeschnitten, in Erwartung eines neuen Fabrikates. So waren die Gemeinden gänzlich unmündig und aller wirkliche Forschritt ihnen unmöglich gemacht. Sie waren verdammt, in dem alten ausgeleierten Gleise sich langweilig fortzuschleppen, während unterdeß der vom geistlichen Ministerium nicht gezügelte Geist Riesenschritte machte, — und so wurde das Kirchenthum und die ganze Bildung der Gemeinden ein Sumpf, bei Seite gelegen von den strömenden Wassern des Lebens.

Soll Ernst gemacht werden mit der neuen Ordnung der Dinge, so muß es mit dem allen anders werden. Die Gemeinde muß selbständig sein in der Entwickelung ihres Geisteslebens und der Gestaltung ihres Kirchenthums; sie muß sich dem Fortschritte des Geistes öffnen und verschließen können wie sie will, sie wird's auf die Länge nicht, wenn sie von außen frei ist. Darum wollen sie eben Viele nicht frei, und darum wollen eben wir sie frei haben. Die Gemeinden müssen ihre Geistlichen selbst wählen. Sie werden manchen Mißgriff in der

Wahl machen, aber die Regierung hat gewiß noch viel mehr gemacht. Sie werden durch den Schaden klug werden, während die Regierung bei ihrem Systeme verharrete. Sie werden selbständig und dadurch lebendig werden; die Trägheit und der Tod, das Schlimmste von Allem, wird aufhören. Es scheint außer Zweifel, daß die Regierung die freie Wahl der Geistlichen den Gemeinden wirklich zugestehen will, — denn so weit sind wir allerdings wieder gekommen, daß es sich in der Wirklichkeit für's Erste wieder nur um Zugeständnisse der Regierung handelt. An verschiedenen Orten hat die Gemeinde das Wahlrecht thatsächlich schon ausgeübt, ohne es früher besessen zu haben. Freilich auch die gleiche Wahlberechtigung für die Kammern haben wir schon zweimal ausgeübt, sie hat schon in der, von der Regierung selbst beliebig gegebenen und mit Gewalt von ihr eingeführten Verfassung gestanden und somit ein unzweifelhaftes Besitzthum zu sein geschienen, — und dennoch hat es, weil wir nicht folgsam waren, beliebt, das Recht uns wieder zu nehmen. Wer kann wissen, ob es in der Kirche nicht auch so geht, wenn unsre väterliche Regierung einsieht, daß die Freiheit uns auch da nur zum Verderben des Unglaubens zu führen droht. Darum seid nicht sicher, sondern wachet. —

Mit der Wahl dessen, der Glauben und Denken der Gemeinde aussprechen und fördern soll, hängt, wie schon bemerkt, denn eben auch die geistige Richtung derselben auf das Genaueste zusammen. Sie muß natürlich einen Mann eines Glaubens oder Denkens wählen können wie sie will, und dieser muß dann natürlich auch predigen können wie seine Ueberzeugung ist, und es darf natürlich keine Macht ihm oder der Gemeinde ein Bekenntniß, eine gottesdienstliche Ordnung, alt oder neu, aufdringen wollen, er muß im Verein mit der Gemeinde und sie mit ihm bekennen und anordnen können wie das Innere treibt, und wenn sich mit der Zeit etwa ein bedeutender Unterschied zwischen seiner Ueberzeugung und der der Gemeinde herausstellt, so muß diese nicht an den Mann gebunden sein, sondern einen andern berufen können. Genug, die Gemeinde muß wirklich und wesentlich, und nicht bloß scheinbar frei sein.

Aber, hört man fragen, was wird dann aus der kirchlichen Gemeinschaft? Auf diese Art werden sich die verschiedensten, abweichendsten Glaubens- und Lehrweisen bilden, und ebenso

die verschiedensten Weisen des Gottesdienstes. So lange sich die Gemeinden noch mit dem „Glauben" herumschlagen und nicht zur Erkenntniß kommen, kann das wohl sein, denn im „Glauben" trennt die Freiheit, während sie in der Erkenntniß zusammenführt, weil es nur Eine Wahrheit, aber unzählig viele Phantasiegebäude giebt und geben kann. Aber was kann es helfen! Soll um der Einheit willen geheuchelt und gelogen werden? Wenn das Volk zur Wahrheit kommen soll, so muß es selber glauben oder denken dürfen, jenachdem es nun eben das Eine oder Andre oder Beides zusammen thut. Was dabei aus der kirchlichen Einheit wird, das ist eine untergeordnete Frage, — das wird sich finden. Ist Trennung um der Wahrheit und Wahrhaftigkeit willen nöthig, so mag sie geschehn; die gefundene Wahrheit wird einst wieder vereinigen. Theilen sich die Meinungen einer Gemeinde über die Wahl des Predigers und die Einrichtung der kirchlichen Versammlung und über Glauben und Predigt in wesentlichen Dingen, so mag die Mehrheit entscheiden über das was geschehen und gelten soll; und die Minderheit mag sich, wenn sie will, einstweilen für sich zu einer besondern Gesellschaft zusammenthun und auf ihre Weise gestalten, bis sie vielleicht durch allmählige Ueberzeugung der Andern zur Wahrheit wird und dann nach ihrem Theil den Ausschlag giebt. Genug, freie Vereinigung muß hier obwalten in jeder Beziehung. Und was denn nun eben die große kirchliche Gemeinschaft angeht, so kann es auch mit ihr nicht anders gehalten werden. Sie kann doch eben nur aus den einzelnen Gemeinden bestehn, und es muß darauf ankommen, ob diese miteinander sich einigen können oder nicht. Sie werden durch frei gewählte Vertreter zusammenkommen und sich besprechen und berathen, und es wird sich zeigen, ob sie sich vertragen oder ob sie auseinander gehn. Auch die Gesammtkirche kann nur eine freie Vereinigung sein.

Unsre Altgläubigen oder Altlehrenden im Volke, in den Consistorien und geistlichen Ministerien, auf den Universitäten und in den Pfarrhäusern, erschrecken vor solchen Gedanken und Aussichten. Warum? Weil sie fühlen oder wissen, daß ihr Glaube vor der Freiheit nicht besteht, sondern nur durch fürstlich-oberbischöfliches und Consistorial-Regiment erhalten werden kann. Bis dahin ist die Glaubenszuversicht der angeblichen

Nachfolger Jesu Christi degradirt, Jesu Christi, der wider die Oberbischöfe und hohen geistlichen und weltlichen Räthe, ein Mann aus dem Volke, eine freie Gemeinde um sich sammelte, die trotz Pfaffen und Königen und Kaisern dreihundert Jahre lang im Kampfe mit ihnen sich behauptete. Dieses Christenthum, dieses Bekennen zu Jesu von Nazareth, hat das ursprüngliche Verhältniß geradezu auf den Kopf gestellt. — Was denn nun aber eben vor dem freien Geiste nicht bestehen kann, das mag fallen, das ist sicherlich für die Zukunft lebensunfähig. Der Menschengeist hat sich so weit geholfen auf der Bahn der Erkenntniß, er wird sich auch weiter helfen. Nur sperrt ihn nicht in's Gefängniß. Ja, eure abgestorbenen Lehren, ihr Theologen, werden schwinden, und ihr seid darüber traurig, weil die Theologie euch die Welt ist. Das Licht wissenschaftlicher, frei menschlicher Einsicht aber wird durchbrechen, und darüber sind wir fröhlich. Ihr Männer hin und wieder in den Kirchengemeinden, die ihr nach Licht und Luft verlangt, fordert nur die wirkliche Freigebung der Kirche und laßt euch nicht betrügen mit dem Schein. Kann die Gemeinde sich wirklich nur erst frei bewegen, so wird sie auch sicherlich, und sperrte sie sich geblendet und verdumpft anfangs noch so sehr dagegen, zuletzt doch das Antlitz zur aufgehenden Sonne richten.

Was dünkt euch von Christo? Weß Sohn ist er?

Art. 1. Gottessohn und Menschensohn.

Die Frage: „Was dünkt euch von Christo? weß Sohn ist er?“ ist eine Hauptfrage der Kirche. Sie ist sogar die eigentliche Kernfrage der Kirche, insofern diese die christliche ist. Sie hat die christliche Kirche von jeher, ganz besonders aber in der Zeit ihres Verfalls bewegt und erschüttert. „Was dünkt euch von Christo? weß Sohn ist er?“ — so pflegen den Rationalisten die Orthodoxen fragend und prüfend entgegenzutreten; auf die Antwort lauernd, daß sie eine Sache wider sie hätten.

Die Frage ist freilich in der Wissenschaft längst abgethan, und kann von ihr aus nicht mehr aufgeworfen werden; aber im alltäglichen Leben spielt sie doch noch eine große Rolle. Sie ist da immer die nächste Frage, wo man eben anfängt vom Glauben zur Erkenntniß überzugehn. Mit ihr pflegt der Zweifel zu gewinnen. Wo in einem bisher unverbrüchlich Gläubigen das freie Nachdenken erwacht, da pflegt er sich besonders diese Frage zuerst vorzulegen. Auch der schon frei Gewordene wird indeß Andern gegenüber dieselbe oft noch zu beantworten haben. Es ist gut, seine Ueberzeugung als Einsicht darlegen und vertheidigen zu können. Es ist gut, auch Andre gewinnen zu können. Es ist gut, in sich selbst über eine Sache klar und gewiß zu sein. — Noch einen Gewinn wird dem Leser die Betrachtung dieser Frage gewähren. Sie wird ihm viel Licht über die Entstehung der übernatürlichen Erzählungen des Neuen Testaments überhaupt, und über die ganze Natur der Evangelien geben. Denn was die Evangelien über diese Frage sagen, daran wollen wir uns mit unsrer Betrachtung halten. Wem die Entstehung dieser einen Gruppe von evangelischen Erzählungen anschaulich geworden ist, der wird auch die der übrigen um so leichter durchschauen.

Jesus wird in den Evangelien Gottessohn und Menschensohn, Davidssohn und Zimmermannssohn genannt. Wir beschränken uns in unserm ersten Artikel auf die beiden ersten Namen.

Alle vier Evangelien haben den Namen „Gottes Sohn", und deßgleichen auch die übrigen Schriften des neuen Testaments. Aber nur zwei Evangelien, Matthäus und Lukas, erzählen, wie Jesus als Sohn Gottes geboren worden sei. Sie stimmen beide darin überein, daß er ohne männliche Zeugung, durch Einwirkung des heiligen Geistes, von der Maria geboren sei, weichen aber darin voneinander ab, wie sie diesen Vorgang bekannt werden lassen. Bei Matthäus eröffnet „ein Engel des Herrn" dem Joseph, welcher den Zustand seiner Verlobten bemerkt hat und sie deshalb verlassen will, „im Traume", das in der Maria Erzeugte sei „vom heiligen Geiste". Bei Lukas dagegen ist Joseph in dieser Beziehung gar nicht erwähnt, sondern „der Engel Gabriel" kommt auf Befehl Gottes zu Maria und kündigt ihr im Voraus an, daß der heilige Geist

„über sie kommen und die Kraft des Höchsten sie überschatten werde“.

Wie schon bemerkt, haben die beiden andern Evangelien, Markus und Johannes, nichts von einer solchen übernatürlichen Geburt Jesu. Sie nennen ihn zwar auch Gottes Sohn, erwähnen aber kein Wort davon, daß er keinen menschlichen Vater gehabt. Wie geht das zu? Die Theologen haben gesagt, Markus und Johannes hätten die Sache darum übergangen, weil die beiden andern Evangelien sie schon hätten; sie hätten das zweimal Erzählte nicht noch einmal wiederholen wollen. Ja, wäre dieß und dergleichen „nicht so herzlich dumm, man wär' versucht, es sehr gescheidt zu nennen“. Aber freilich, es erheben sich dagegen fatale Fragen und Zweifel. Wie kommt es denn, daß Markus sonst *fast nur* solche Erzählungen, und zwar großentheils wörtlich, hat, die sich in jenen beiden auch schon finden? Warum hat er sich denn *sonst* nicht gescheut, fast nur zu wiederholen, und soll sich doch gescheut haben, die Erzählung von der übernatürlichen Geburt Jesu noch einmal zu geben? Und zwar wiederholt er Geschichten, die nicht den zehnten Theil der Wichtigkeit haben, wie diese. Und wollte er sie ja nicht ausführlich wiedergeben, warum erwähnte er die Sache nicht mindestens ganz kurz? — Oder die theologische List sagt, Johannes, als der vorzugsweise geistige Jünger (wobei angenommen wird, daß er das Evangelium wirklich geschrieben), oder sein Evangelium, als das vorzugsweise geistige Evangelium, habe bei seinen Lesern den Glauben an Jesus als den Sohn Gottes nicht auf so äußerliche Dinge wie die Geburt, sondern nur auf die Zeugnisse des Geistes gründen wollen; darum habe er diese Sache weggelassen. Ei abermals — über die klugen Leute! Nur schlimm, daß das vierte Evangelium außerdem sich keineswegs überall so geistig zeigt, sondern die hohe Würde Jesu auch auf sehr äußerliche Dinge gründet, z. B. auch erzählt, wie er auf einer Hochzeit aus Wasser Wein gemacht habe, und auf diese That sehr großen Werth legt und zum Schlusse sagt, er habe dadurch seine Herrlichkeit offenbart und seine Jünger hätten (offenbar wegen dieser That) an ihn geglaubt. Die Theologen wissen in solchen Verlegenheiten, in die der Glaube geräth, immer Rath, nur daß er immer schlecht ist. Sie haben eine unerschöpfliche Fundgrube von Ausflüchten, wo sie in die

Enge getrieben werden; wenn man nur aber von der Verfolgung nicht absteht, so werden sie stets in ihren eignen Netzen gefangen.

Dafür, daß die beiden Evangelien nichts von der übernatürlichen Geburt Jesu erwähnen, läßt sich kein andrer Grund denken, als daß sie dieselbe entweder nicht gekannt oder nicht geglaubt haben. Beides ist für den Glauben sehr schlimm. Haben sie dieselbe nicht geglaubt, so muß dadurch ihre Glaubwürdigkeit sogar dem Glauben verdächtig werden. Haben sie dieselbe nicht gewußt, so drängt sich wieder die Frage auf: wie war es möglich, daß ein Evangelist eine so wichtige Sache, ja diesen Grund und Boden der übernatürlichen Gottessohnschaft Jesu nicht wußte? wo bleibt da seine Zuverlässigkeit, wo bleibt nun gar die göttliche Eingebung der heiligen Schrift? Kannte und glaubte sie der Evangelist, so mußte er sie erzählen, — das ist nicht anders denkbar.

Wie sind aber diese Erzählungen von der jungfräulichen Geburt Jesu entstanden? Wir müssen da in das Alte Testament und in die Heidenwelt zurückgehn. Im Alten Testament heißen Könige Söhne Gottes, nicht als wenn man meinte, sie wären übernatürlich geboren, sondern bloß ihrer Herrschermacht wegen. Weil man sich Gott als den Beherrscher der Welt denkt, so denkt man sich die Könige, die Beherrscher der Länder, als Untergötter, als aus dem obersten, aus dem Weltgott hervorgegangen, als Gottes Söhne. Es ist dieß ganz dasselbe, wie jetzt die Könige sich „von Gottes Gnaden" schreiben. Nun nannte man den König, von dem man hoffte, er werde Israel erretten und auf den Gipfel der Macht, des Glanzes und alles Glückes erheben, vorzugsweise den Sohn Gottes, weil er ja alle andern an Herrlichkeit und Macht überragen sollte. Der „Sohn Gottes" hieß also eben so viel als der „Messias", der „Christus". Der Ausdruck bezeichnete die äußere und innere Hoheit des Messias, wie man sich ihn nun eben dachte, ohne daß man dabei eine übernatürliche Geburt im Auge gehabt hätte. In diesem Sinne wurde Jesus von denen, die ihn als Messias anerkannten, der Sohn Gottes genannt. — Nun traten aber auch Heiden, namentlich Griechen, zum Christenthum über. Diese brachten ebenfalls die Vorstellung von Göttersöhnen aus ihrer alten Religion mit. Nach ihren alten Mythen hatten

ihre Götter, namentlich ihr oberster Gott, ihr „Vater der Götter und Menschen", Zeus oder Jupiter, oft genug mit menschlichen Weibern Söhne gezeugt. So war es natürlich, daß sie, wenn sie von Jesu als dem Sohne Gottes hörten, dieß in demselben Sinne nahmen und, wenn sie gläubig geworden waren, Mythen bildeten über diese seine Erzeugung durch den allein wahren Gott. Uebrigens gab auch schon das Alte Testament hierzu Anlaß und Anhalt. Auch da kommen ja „Söhne Gottes" vor, welche, als sie die Schönheit der Menschentöchter sehen, mit ihnen Söhne zeugen, welche dann Helden und berühmte Leute werden (1 Mos. 6, 1—4). Diese Söhne Gottes, welche dann die Helden zeugen, sind übermenschliche Wesen, sind Untergötter, die sich also dann mit den menschlichen Weibern vermischen, und die hervorragenden Männer als neue Göttersöhne hervorbringen, gerade wie bei den Griechen. Ueberdem war ja der phantasiereiche Christ, der Christ, dem einmal sein Jesus in einem ganz außerordentlichen, in einem andern und höhern Sinne, als man auch sonst wohl von Söhnen Gottes redete, nicht bloß im moralischen, sondern auch im metaphysischen Sinne, im Sinne einer höhern Natur Gottes Sohn war, — von vorn herein geneigt, eine so übernatürliche Entstehung anzunehmen, selbst zu dichten, oder zu glauben wenn sie ihm erzählt wurde. Der etwaige Anstoß, daß Gott selbst mit einem Weibe in sinnliche Gemeinschaft könnte getreten sein, wurde dadurch vermieden, daß dem heiligen Geiste die Einwirkung auf die Maria zugeschrieben wurde: — „das in ihr geboren ist, das ist von dem heiligen Geist", „der Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten", — lassen die verschiedenen Evangelisten ihre Engel zu Joseph oder Maria sagen. Der heilige Geist ist nach biblischer Vorstellung zwar ein göttliches Wesen, aber doch nicht so unmittelbar Gott selbst; er ist nur die „Kraft" des Höchsten, nicht der Höchste selbst; und dann ist er überhaupt das Wesen, durch welches Gott mit den Menschen in Verbindung zu treten pflegt, durch welches Gott in die Menschen eingeht, in den Menschen wirkt und wohnt, so daß denn auch diese Einwirkung auf Maria für ihn weniger verfänglich erscheint, als sie für den höchsten Gott selbst erscheinen würde. Auch kam außerdem noch die ascetische, mönchische Ansicht von der Unreinheit

der sinnlichen Liebe und also der natürlichen Entstehung des Menschen dieser Dichtung zu Hülfe. Der Reine, der Heilige Gottes konnte für diese Ansicht nicht füglich durch unreine natürliche Zeugung entstanden sein; diese vermeintliche Verunreinigung mußte ihm fern gehalten werden; sowie er als Mann kein Weib gehabt hatte, so durfte er für diese Ansicht auch nicht aus einem solchen Zusammenleben entstanden sein.

Enthält das vierte Evangelium, das sogenannte Evangelium Johannis, nichts von dieser übernatürtichen, das Geschlechtsverhältniß beseitigenden Geburt Jesu von der Jungfrau Maria, so giebt es uns doch Fingerzeige über die Entstehung dieser Mythe. Wir wollen sie hier noch beachten. Jedermann kennt den Beginn dieses Evangeliums: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort". Jedermann hat in der Schule auswendig gelernt: „Und das Wort ward Fleisch, und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des Eingebornen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit". Ist diese Stelle etwa als eine Erwähnung der übernatürlichen Geburt Jesu anzusehn? Keineswegs. Sie enthält keine Andeutung darüber. „Das Wort ward Fleisch" heißt nichts Andres, als: das Wort (die schaffende Macht und Weisheit Gottes) erschien auf Erden in einem Menschen, nahm Menschengestalt an, ohne daß damit die natürliche Entstehung dieses Menschen geleugnet wäre. Dafür spricht auch die Art, wie in den gleich vorhergehenden Versen von „Kindern Gottes" geredet wird. Da heißt es: „Er kam in sein Eigenthum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben, welche nicht aus dem Geblüt, noch aus dem Willen des Fleisches, noch aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind". Hier sehen wir, was der Verfasser unter Kindern Gottes versteht. Sagte er diese Worte von Jesus, so würde man darin schnell die übernatürliche Geburt von der Jungfrau verstehn. Er sagt sie aber von „Allen, die ihn aufnahmen". Diesen habe er „Macht gegeben, Gottes Kinder zu werden". Alle wahren Jünger Jesu sind also hiernach solche „Kinder, nicht aus dem Geblüt, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren". Wir sehen also,

daß der Verfasser hier nur an eine geistige Wiedergeburt des schon lebenden natürlichen Menschen denkt, gerade wie in den Worten zu Nikodemus: „Es sei denn, daß jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen;“ „Es sei denn, daß jemand geboren werde aus Wasser und Geist, kann er nicht in das Reich Gottes kommen“ (Joh. 3, 3. 5.). — So werden denn auch in andern Stellen des Neuen Testaments die Menschen, welche Christi Geist haben, Kinder oder Söhne Gottes genannt, „Söhne“ Gottes in mehrern Stellen, obgleich Luther fälschlich überall „Kinder“ übersetzt hat. Paulus sagt, Diejenigen wären Gottes Kinder, die sich vom Geiste Gottes treiben ließen, und von Jesus sagt er, er sei kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes nach dem Geiste der Heiligung seit der Auferstehung von den Todten; er sagt aber nicht, er sei der Sohn Gottes durch die jungfräuliche Geburt, was er an dieser Stelle (Anfang des Briefs an die Römer) doch gethan haben würde, wenn er sie gekannt und geglaubt hätte. Im ganzen Neuen Testamente ist diese übernatürliche Geburt nur in den zwei genannten Evangelien erzählt; außer diesen kommt sie nirgends vor, was doch bei der großen Wichtigkeit derselben für den Glauben sicherlich geschehen wäre, wenn sie eben im Glauben der Christen jener Zeiten so verbreitet gewesen wäre wie z. B. die Auferstehung, welche so viel erwähnt wird. Geradezu abgeleugnet wird diese Geburt freilich auch nicht; aber die vorherrschende Nichterwähnung derselben wiegt einer Ableugnung fast gleich. Im Allgemeinen aber wird vor Fabeln und Mythen, sowie vor den endlosen Geschlechtsregistern gewarnt (1 Tim. 4, 7. 2 Tim. 4, 4. Tit. 1, 14. 3, 9.). Vielleicht haben diese Stellen auch die Erzählungen von der jungfräulichen Geburt Jesu mit im Auge, sowie sehr wahrscheinlich die Geschlechtsregister, welche im zweiten Artikel mit zur Sprache kommen werden.

Noch bleibt uns der Ausdruck „Menschensohn“ übrig. In Bezug auf ihn können wir uns kürzer fassen. Sowie Jesus oder der Messias im Neuen Testamente oft „der Sohn Gottes“ genannt wird, so wird er auch „der Sohn des Menschen“ genannt. Man könnte versucht sein zu meinen, dieser Ausdruck enthalte einen Gegensatz zu jenem, und sei von denjenigen Christen gebraucht worden, welche Jesus für einen Men-

schen hielten und darüber frühzeitig mit denen, welche ihn immer mehr der Menschheit entkleideten, in Zwiespalt geriethen. Es ist dieß auch möglich, doch wohl noch nicht untersucht und nachgewiesen. Der Ausdruck „der Sohn des Menschen“ stammt ebenfalls aus dem Alten Testamente her, und zwar aus dem Buche Daniel. Hier sagt der Prophet (7, 13.): „Ich schauete in den nächtlichen Gesichten, und siehe, mit den Wolken des Himmels kam wie eines Menschen Sohn, und gelangte zu dem Betagten, und man brachte ihn vor denselben. Und ihm ward Herrschaft und Herrlichkeit und Königthum gegeben, daß alle Völker und Nationen und Zungen ihm dienen; seine Herrschaft ist eine ewige Herrschaft, die nie vergehet, und sein Königthum wird nicht zerstöret“ *). Auch außerdem sieht Daniel im Gesicht „Einen, wie vom Ansehn eines Mannes,“ und hört „eines Menschen Stimme,“ schaut „einen Mann, in Linnen gekleidet, und seine Lenden umgürtet mit Gold von Uphas, und sein Leib war wie Chrysolith, und sein Angesicht von Ansehn wie der Blitz, und seine Augen wie Feuerfackeln, und seine Arme und zu seinen Füßen wie der Schimmer von geglättetem Erz, und der Schall seiner Rede wie der Schall eines Volksgetümmels.“ Dann spricht der Prophet noch öfter von „Einem, wie von Menschengestalt,“ „von Ansehn wie ein Mensch,“ der seine Lippen berührt und ihn stärkt. Ebenso schreiben „Finger von eines Menschen Hand“ vor dem Könige Belsazar beim Mahle die geheimnißvollen Worte an die Wand. In Bezug auf die Zukunft jenes Menschensohnes und seines Reiches heißt es noch: „Und Königthum und Herrschaft und Gewalt über alle Reiche unter dem ganzen Himmel wird dem Volke der Heiligen des Allerhöchsten gegeben; sein Reich ist ein ewiges Reich, und alle Herrschaften werden ihm dienen und gehorchen.“ Und dann: „Und viele von den im Erdenstaube Schlafenden werden erwachen, diese zum ewigen Leben, und jene zur Schande, zur ewigen Schmach. Aber die Gutgesinnten werden glänzen wie der Glanz der Veste, und die, welche viele zur Gerechtigkeit geführt, wie die Sterne, ewiglich und

*) Nach De Wette's Bibelübersetzung, nach welcher, weil sie an Richtigkeit die lutherische weit übertrifft, hier überhaupt meistens die Bibelstellen gegeben werden.

immerdar." Der Leser wird gleich erkennen, wieviel hieraus im Neuen Testamente auf Jesus übertragen ist. So denn auch der Ausdruck „des Menschen Sohn," der zunächst nichts Andres bedeutet als „der Messias," welchen man frühzeitig in diesem Menschensohne sah.

Die Bezeichnungen „Davids Sohn" und „des Zimmermermanns Sohn" werden wir in einem zweiten Artikel betrachten.

Art. 2. Davids Sohn und des Zimmermanns Sohn.

Im ersten Artikel haben wir die Bezeichnungen Jesu als Gottes Sohn und Menschensohn in Betrachtung gezogen; es bleiben uns noch die beiden andern in der Ueberschrift genannten übrig.

Der Sohn Davids wird Jesus im Neuen Testamente, namentlich in den Evangelien, oft genannt. Zwei Evangelien, wieder dieselben, welche die Mythe von der übernatürlichen Geburt erzählen, geben sogar ein Geschlechtsregister Jesu, durch welches sie seine Abstammung von David nachweisen wollen. Hier ist wieder den Theologen ein groß Unglück geschehn. Die beiden Geschlechtsregister beider Evangelien stimmen nämlich nicht durchgängig miteinander überein, sondern haben ohngefähr die Hälfte der Namen der angeblichen Vorfahren Jesu, durch welche er von David abstammen soll, verschieden. Da haben die Herren sich nun die unsinnigste Mühe gegeben, durch Annahme von allerlei Möglichkeiten die Abweichungen auszugleichen, wie z. B.: der eine Evangelist habe in einem bestimmten Falle den Stiefvater statt des rechten Vaters genommen, und dergleichen. Aber alle Kunst, die zu Frommen dieser Ausgleichung angewendet worden, ist vergeblich gewesen; es geht nicht, die beiden Register sind und bleiben miteinander in Widerspruch. Das ist nun wieder ein schlimmer Fall für die angebliche Uebereinstimmung der vier Evangelien, und also ein schlimmer Fall für die angebliche göttliche Eingebung und Unfehlbarkeit derselben. Es kann doch nur eins von den Registern richtig sein und also nur einer von den Evangelisten Recht

haben, und der andre nothwendig Unrecht, indem er entweder sein Geschlechtsregister selbst gemacht oder ohne Sicherheit angenommen hat. Nun sind aber gar nach höchster Wahrscheinlichkeit beide Register unrichtig und willkürlich zusammengesetzt. Es ist schon an sich höchst unwahrscheinlich, daß man so lange Zeit, wie von David bis Jesus, die Geschlechtsfolge gemerkt habe. Dann sehe man die Künstlichkeit des Registers bei Matthäus (Cap. 1.) an; es besteht aus dreimal vierzehn Gliedern, oder soll wenigstens daraus bestehn. Das macht es schon sehr verdächtig. Und nun wieder Lukas; er führt sein Register gar bis auf Adam zurück, und zeigt damit handgreiflich, daß es erfunden sei. In alle einzelnen Gründe gegen diese Register, wie gegen die Vereinbarungsversuche der Theologen den Leser einzuführen, würde viel Raum wegnehmen und am Ende ihm lästig werden. Er wird als unbefangner Mensch an dem Angeführten genug haben, um daraus den mythischen Charakter, die Erdichtung dieser Register zu erkennen.

Nun aber noch ein andrer schlimmer Fall für die Theologen. Die beiden genannten Evangelisten sagen also, Jesus sei ein Nachkomme Davids. Sie wollen das nachweisen durch das Register seiner Vorfahren, durch welche er von David abstamme. Nun endigt dieses Register abwärts aber bei Joseph, dem Mann der Maria, so daß Jesus durch diesen Joseph von David abstammen würde, nicht aber durch seine Mutter Maria. Doch erzählen aber dieselben Evangelisten, Jesus sei nicht der Sohn Josephs, sondern der Sohn des heiligen Geistes und der Maria; dann wäre er ja also auch nicht Davids Nachkomme. Sie widersprechen sich also selbst auf das Deutlichste. Einmal soll nach ihnen Jesus durch seinen Vater Joseph von David abstammen, und das andre Mal soll er doch wieder nicht Josephs Sohn sein. Das geht beides zusammen nicht. Natürlich haben die Theologen auch hier ihr Möglichstes gethan, den Widerspruch auszugleichen durch Vermuthungen wie — Joseph und Maria möchten etwa zusammengebrachte Kinder, also etwa der rechte Vater der Maria Josephs Stiefvater gewesen sein, und nun der Verfasser des Registers von diesem rechten Vater der Maria und also Jesu Großvater auf den Stiefsohn Joseph gegangen sein, statt auf die rechte Tochter Maria, weil man einmal durch die Söhne das Geschlecht fortleite. Aber doch wohl nicht durch die Stief-

söhne, und nicht durch Stiefväter, was Joseph hier zugleich wäre. Wieder eine theologische Schwachsinnigkeit, die aus dem Glauben oder vielmehr aus dem Glaubenwollen und Glaubensollen kommt. Es muß wieder dabei bleiben, daß dieselben Evangelien einestheils Jesu Abstammung von David durch Joseph herleiten, anderntheils behaupten, daß Joseph nicht Jesu Vater sei. Wie ist das aber zugegangen? Die ursprünglichen Christen, die Christen aus den Juden, nahmen an oder wußten, daß Jesus Josephs Sohn sei; zugleich nahmen sie an, daß er Davids Nachkomme sei: also mußte er durch Joseph von David abstammen, und so gaben sich Etliche die Mühe, mit Hülfe des Alten Testaments durch allerlei Vermuthungen ein Verzeichniß der Vorfahren Jesu zusammenzustellen. Diese Bemühungen verschiedener Leute fielen natürlich verschieden aus; ihre Verzeichnisse stimmten miteinander nicht überein. Der eine Evangelist nahm nun das eine, der andre das andre auf, wenn sie dieselben nicht etwa selbst gemacht haben, was auch sehr wohl möglich ist. Andre Christen, namentlich spätere aus den Heiden, nahmen dagegen an, daß Jesus ohne Zeugung durch einen menschlichen Vater, von der Jungfrau Maria geboren, vom heiligen Geiste in ihr gezeugt, und auf diese Art der Sohn Gottes sei. Die Evangelisten, deren wirkliche Namen wir nicht kennen, nahmen auch diese Mythe auf und gestalteten sie vielleicht jeder nach eigner Art. Sie wollten Beides nachweisen, sowohl daß Jesus im übernatürlichen Sinne Sohn Gottes, als daß er durch Abstammung Sohn Davids sei. Den Widerspruch in ihren Darstellungen merkten sie nicht oder übersahen ihn im Interesse des Glaubens, wie das der Glaube überall thut. Das ist der einzig mögliche Hergang der Sache. Der Glaube versetzt Berge, auch die Berge des offenbarsten Widerspruchs.

Wie aber kam man darauf, daß Jesus Davids Sohn sein solle? — Der König David hatte das jüdische Volk aus der Knechtschaft und Zerrissenheit zu Einheit und Herrschaft erhoben, die Völkerschaften, welche es bisher geplagt, ihm unterworfen, die Grenzen weit hinaus gerückt. Nach ihm war bald wieder Verfall und Unglück der fürchterlichsten Art, Verwüstung und Dienstbarkeit, Wegführung und Zerstreuung eingetreten. Da hatte sich bald das Volk gewöhnt, auf die Zeit

Davids als auf die Zeit höchster Herrlichkeit und höchsten Glückes, und auf David selbst als auf seinen großen König und Erlöser zurückzublicken. Es hoffte in seiner Noth auf einen zweiten David, auf einen König seines Geistes und seiner Kraft, der es abermals und auf immer von seinen Feinden errette und zu Glück und Herrlichkeit führe. Und wie denn die Menschen leicht den Geist im Blute finden, so dachten sie sich denn auch, daß dieser Erretter aus dem Geschlechte Davids hervorgehen werde. Das war der Gesalbte des Herrn, der Messias, der Sohn Davids, auf den sie hofften; das war das Reich Gottes, das sie in der Zukunft kommen sahen. Sie machten sich davon die verschiedensten, zum Theil sehr phantasiereiche Vorstellungen, wie ziemlich jeder aus den Propheten einem Theile nach wissen wird. Wenn man denn nun Jesum für den erwarteten Erretter hielt, so nannte man ihn denn ohne Weiteres den Sohn Davids, ohne nachzuforschen, ob er auch wirklich von David abstamme, meist ohne sich auch nur die Frage darnach vorzulegen, vielleicht ohne auch nur bestimmt an eine wirkliche Abstammung zu denken, vor allem die geglaubte Aehnlichkeit von Geist und Beruf im Auge haltend. Riefen ihm z. B. Kranke nach: „du Sohn Davids, erbarme dich meiner," so hieß das weiter nichts als: du Messias, du Volkserretter, du höchster Gottgesandter, erbarme dich meiner. Andre nahmen später aber die Sache genauer und suchten die wirkliche Abstammung Jesu von David zu erweisen, und da es ihnen denn an einem Geschlechtsregister fehlte, so setzten sie sich selbst eins zusammen, so gut es gehen wollte. Der Einwurf der Gegner, daß er ja nicht Davids Nachkomme sei, also auch nicht der Messias sein könne, und das Bedürfniß des judenchristlichen Glaubens, diesen Einwurf zu widerlegen, trug ohne Zweifel auch zu der Entstehung dieser Register bei.

Noch eine andre Geschichte ist aus der Voraussetzung, daß Jesus Davids Nachkomme sei, oder aus dem Bestreben, es zu beweisen, damit er als Messias anerkannt werde, hervorgegangen. Das ist die Erzählung der beiden Evangelisten von der Geburt Jesu in Bethlehem. David war nach dem Alten Testamente aus Bethlehem. Erwartete man einen Davidssohn als Erretter, so setzte man auch voraus, daß er in Bethlehem werde geboren werden, oder wenigstens diejenigen, denen be-

sonders daran lag, Jesu Abkunft von David nachzuweisen, versetzten, um diese Abkunft um so wahrscheinlicher zu machen, auch den Ort seiner Geburt nach Bethlehem. Nun wäre es ja an sich recht wohl möglich, daß Jesus in Bethlehem geboren wäre, trotz dem daß uns sonst Nazareth als sein Heimathsort angegeben und er darnach sogar der Nazarener genannt wird. Aber es zeigt sich, daß wir zu dieser Annahme gar keinen Grund haben. Die Angaben der beiden Evangelien sind zu verdächtig, zu augenfällig aus oben angegebenem Interesse, nicht aber aus der Wirklichkeit hervorgegangen. Das zeigt sich besonders noch, wenn wir vergleichen, in welches verschiedene Verhältniß Beide Bethlehem zu Nazareth setzen. Bei Lukas wohnen die Eltern Jesu ursprünglich, schon vor Jesu Geburt, in Nazareth, und sind nur gerade bei seiner Geburt der sogenannten Schatzung wegen einige Zeit in Bethlehem anwesend, weshalb sie denn in einem Stalle wohnen und das neugeborne Kind in eine Krippe legen müssen; sie kehren dann nachher nach Nazareth zurück. Das ist denn auch die gewöhnliche Annahme der Gläubigen geworden. Daß Matthäus hiermit wieder in geradem Widerspruche steht, wird übersehen oder umgangen. Bei Matthäus wohnen nämlich die Eltern Jesu umgekehrt ursprünglich in Bethlehem als ihrem Heimathsorte, und ziehn erst einige Zeit nach Jesu Geburt nach Nazareth, und zwar aus Furcht vor dem Sohne des Herodes, der das Kind vielleicht verfolgen werde, wie der Vater es schon verfolgt und zur Flucht nach Aegypten gezwungen habe. Lukas, oder wer es sonst gewesen ist, hat die Schatzung herbeigezogen, um die Eltern Jesu, die, wie er wußte, in Nazareth wohnten, nach Bethlehem zu bringen, damit der „Sohn Davids" dort könne geboren werden. Matthäus, oder wer es sonst gewesen ist, hat Bethlehem zur ursprünglichen Heimath gemacht und die Fabel von der Verfolgung durch Herodes dazu benutzt, die Eltern nachher nach Nazareth zu bringen. Weder die Schatzung, zu der Zeit und wie sie da erzählt wird, noch die Verfolgung des Kindes durch Herodes ist aber geschichtlich. Ohne Zweifel ist Jesus in Nazareth auch geboren, wie er dort aufgewachsen ist, und von all diesen Sachen ist nur dieß wahr, daß man vorausgesetzt und zu beweisen gesucht hat, daß er ein Nachkomme Davids sei. Und sowie diese Voraussetzung der einzige Grund

der ganzen Erzählung von seiner Geburt in Bethlehem gewesen ist, so hat diese vermeintliche Abstammung von David auch die Erzählung von den Hirten zu Wege gebracht, welchen die Geburt von den Engeln verkündigt wird und die das Kind zuerst begrüßen, sowie die von der Krippe in der Herberge. David war ja ein Hirt gewesen in Bethlehem. So mußte auch Davids Sohn den Hirten zuerst verkündigt, von Hirten zuerst bewillkommt, und sogar in eine Krippe, dieses Hirtengefäß, gelegt werden.

Wir kommen endlich zu dem „Sohne des Zimmermanns.“ Da haben wir weiter keine großen Untersuchungen nöthig. Daß jemand eines Zimmermanns Sohn sei, das ist eine sehr einfache Sache, das zu ersinnen hat man nicht leicht Veranlassung, und es ist diese Herkunft Jesu denn auch ganz schlicht, ohne Umgebung von Engeln und dergleichen in den Evangelien berichtet. Nichts Wirkliches widerspricht ihr, sondern nur die Fabel. Jesus war des Zimmermanns, oder vielmehr im Allgemeinen des Holzarbeiters Joseph und seiner Frau Maria, welche beide in Nazareth in Galiläa wohnten, wahrscheinlich erstgeborner Sohn und hatte noch mehrere Brüder und Schwestern. Wahrscheinlich arbeitete er selbst in Holz, wie sein Vater, bis er seine öffentliche Laufbahn begann, vielleicht zum Theil auch noch während derselben, — wer kann es wissen. Er wird auch selbst „der Holzarbeiter“ genannt.

Hier müssen wir etwas nachholen. Wo unter unserm Volke geheimer Unglaube, so ganz auf eigne Hand den Geistlichen gegenüber, ausbricht, da pflegt eine der ersten Meinungen zu sein, daß Jesus ein unehelicher Sohn der Maria gewesen, was denn besonders von lockern Gesellen als eine ganz besondre geheime Weisheit mit großem Vergnügen und zur gelegentlichen Selbstrechtfertigung gehegt und herumgetragen wird. Es ist ganz natürlich, daß Leute, welche eine solche Erzählung wie die von der übernatürlichen Geburt Jesu oberflächlich ansehn, und von den ganz wo anders liegenden Gründen der Entstehung derselben, sowie überhaupt von Mythenbildung, keine Vorstellung haben, zumal wenn leichtfertige Gesinnung sie noch besonders dazu geneigt macht, die Entstehung dieser Erzählung sich so erklären. Wenn man aber die Natur der Mythenbildung kennt, und den Zusammenhang und die Entwickelung der

christlichen Ideen versteht, so wird man auf eine solche Erklärung gar nicht kommen. Sie geht nur aus Unkenntniß hervor. Man muß allerdings bekennen, daß sie eine altrationalistische Erklärung sei, welche auch von Gelehrten angenommen und ausgeführt worden ist. Sie gehört der sogenannten natürlichen Erklärungsweise an, wo man meint, es liege immer einer in der Bibel erzählten wunderbaren Begebenheit eine ganz bestimmte einzelne natürliche Begebenheit zu Grunde, welche dann in's Wunderbare ausgemalt worden sei. Es ist das aber gar nicht nothwendig; ja bei den meisten Wunder-Erzählungen ist es gewiß nicht der Fall, vielleicht kaum bei einer. So ist auch in unserm Falle nicht der geringste Grund vorhanden, diese natürliche Erklärung hier anzuwenden, und die Bildner dieser Mythe haben sich gewiß auch nicht träumen lassen, daß ihr Gebilde dahin erklärt werden könne. Die Idee der Gottessohnschaft hat diese Erzählung geschaffen, und nicht eine geheime Geschichte.

Was sagen wir selbst nun zu diesen verschiedenen Sohnschaften Jesu? — Soll das Wort, er sei „Gottes Sohn," heißen, er sei aus dem innersten und tiefsten, heiligsten und wahrsten Weltleben herausgeboren, so haben wir nichts dagegen. Der Mensch überhaupt in seiner Wahrheit ist ein Kind dieses Lebens, wie auch im Neuen Testamente alle Menschen Söhne oder Kinder Gottes genannt werden, die „ihn," die „das Wort," „das Licht" „aufnehmen" und seines Geistes, des Geistes Gottes oder Christi sind. Soviel bezeugt das Neue Testament bei aller Durchmengung mit Fabel doch deutlich genug, daß Jesus vorzugsweise ein solcher Mensch war. Soweit also der Ausdruck „Sohn Gottes" einen vernünftigen Sinn hat, sind wir weit entfernt davon, Jesu denselben streitig zu machen. Und noch viel weniger werden wir es anfechten, daß er den Evangelien gemäß näher ein Sohn des heiligen Geistes ist. Aus dem heiligen Menschengeiste ist sein Geist hervorgegangen.

Aber daß er deßhalb nicht ein ganzer, sondern nur ein halber Menschensohn sei, nur nach der Mutter, nicht aber nach dem Vater, — dem müssen wir mit Ernst entgegentreten, um der Ehre des Geschlechtsverhältnisses, um der Ehre der Menschheit willen. Die natürliche Zeugung ist nicht ungöttlich, wenn

wir unter „Gott" eben keinen Götzen irgend welcher Art, auch nicht den einer blassen, leblosen, erstorbenen Moral verstehen sollen, sondern das allmächtige, alliebende, ewige Leben der Welt, das ebenso im Feuer und Sturme wie im sanften Wehen ist, und ebenso in den Sinnen wie im Gedanken, im Leibe wie im Geiste. Es ist nicht nöthig, die natürliche Zeugung zu beseitigen, wenn das Höchste der Menschheit geboren werden soll; die ganze Liebe zwischen Mann und Weib ist heilig, und nur aus dieser ganzen Liebe kommt neues Leben. Auch Jesus ist aus dieser Liebe geboren und alle hohe Helden mit ihm. Wir andern Menschenkinder haben uns dieser unsrer Herkunft nicht zu schämen; er ist ein Menschenkind wie wir, und wir kennen keine höhere Geburt als diese. Er war nicht „wie eines Menschen Sohn," sondern ein wahrer Menschensohn, ein Sohn der Menschheit.

Soll der Name „Sohn Davids" bedeuten, daß er ein Erretter für das jüdische Volk gekommen sei wie David oder viel höher und weiter als dieser, so haben wir abermals nicht das Geringste dagegen einzuwenden. Soll er aber damit durchaus zum Königssohne gestempelt werden, so protestiren wir auf's Eifrigste dagegen. Es rollte kein königliches Blut in seinen Adern, sondern einfaches Menschenblut; er war kein Mann „von Familie," nicht Hoch- oder Allerhöchstgeboren, sondern eines Handwerkers Kind, eher ein Proletarier als ein Fürstensohn. Es brauchen nicht gar noch vergessene Fürstengeschlechter wieder aufzutauchen, wenn den Völkern Errettung kommen soll. Das höchste und letzte Heil mindestens wird ihnen nimmer aus Palästen kommen. Er war kein Fürstensohn; er war nach Blut und nach Geist ein Kind und Mann des Volks. Er hätte nicht wie ein Fürst gelebt und nicht wie ein Fürst regiert, auch wenn er's gekonnt. Er hatte „nicht, da er sein Haupt hinlege." Er sagte zu den Jüngern, die darüber zankten, wer „zu seiner Rechten und Linken sitzen solle: „Ihr wißt, daß die Fürsten der Völker über sie herrschen und ihre Oberherrn Gewalt über sie üben. Aber so soll es nicht sein unter euch, sondern wer unter euch will groß sein, der sei euer Diener, und wer da will der Erste sein, der sei euer Knecht; gleichwie auch des Menschen Sohn nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu

einer Erlösung für Viele." Er erlaubte sich die Majestätsbeleidigung, den Herodes einen Fuchs zu nennen. Er war überhaupt kein Freund der Fürsten, der Aristokraten und der Hohenpriester. Sie haben ihn getödtet. Er gehört uns an: er war ein Mann aus dem Volke, in dem Volke, und für das Volk, im Leben und im Tode; und ein „Weichet!" rufen wir Denen entgegen, die außer dem Volke stehen, und sich doch lästernd mit seinem Namen brüsten wollen.

6.
Die Weisen aus dem Morgenlande.

Jedermann kennt aus seinen Kinderjahren die Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande, welche als Vorbild der Weihnachtsbescherung angesehen wird. Als Jesus geboren ist zu Bethlehem, kommen Weise, Magier — wie der Grundtext sagt, aus dem Morgenlande nach Jerusalem und fragen nach dem neugebornen Könige der Juden, dessen Stern sie im Morgenlande gesehen hätten und dem sie nun ihre Ehrfurcht bezeigen wollten. Herodes und das ganze Jerusalem erschrickt über diese Rede von einem neugebornen Könige der Juden, von dem sie doch nichts wissen. Jener beruft die Hohenpriester und Schriftgelehrten und fragt sie, wo der Christus geboren werden solle. Und als sie ihm nun nach der Schrift Bethlehem als dessen Geburtsort bezeichnen, schickt er die Magier dahin mit der Weisung, wenn sie das Kind gefunden hätten, möchten sie ihm Kunde davon geben, damit auch er ihm seine Ehrfurcht bezeigen könne. Als nun die Magier nach Bethlehem wandern, sehen sie den Stern wieder, er zieht vor ihnen her und steht endlich über dem Hause still, wo das Kind liegt und wo sie es denn auch wirklich mit seiner Mutter finden. Nachdem sie es mit Gold, Weihrauch und Myrrhen beschenkt, ziehen sie aber, auf besondern göttlichen Befehl den Herodes vermeidend, auf einem andern Wege wieder in ihre Heimath, so daß Herodes nicht erfährt, wo das Kind liegt. Um sich desselben nun aber doch zu entledigen, schickt er hin und läßt alle Kinder von zwei Jahren und darunter in Bethlehem und Umgegend tödten, überzeugt, daß das gefürchtete mit darunter sein

werde. Dem ist aber nicht so. Joseph hat bereits auf besondern göttlichen Befehl Kind und Mutter nach Aegypten geflüchtet, von wo er sie, auf abermalige göttliche Weisung, erst nach dem Tode des Herodes zurückbringt.

Daß diese Erzählung wenigstens nicht in allen Stücken wirkliche Geschichte enthalten kann, liegt so sehr auf der Hand, daß selbst die Gläubigen unsrer Tage durch sie in nicht geringe Verlegenheit gesetzt werden, und nur mit einer gewissen Verschämtheit sie vertheidigen können, auch wohl gar sich entschließen, den vollen geschichtlichen Charakter derselben preiszugeben. Das ist aber freilich für sie sehr gefährlich; denn ist von Einem Stücke der Bibel zu gegeben, daß es nicht geschichtlich sei, so ist die volle Glaubwürdigkeit der ganzen Bibel gebrochen, — man weiß dann nicht, wie viele andre Stücke auch noch Fabel sein können. Läßt man dem vermeintlichen Teufel des freien Denkens einen Finger, so hat er bald die ganze Hand. Hier ist nun besonders der Stern der Hauptanstoß. Ein Stern soll erschienen sein, um die Geburt Christi anzuzeigen, und diese Bedeutung dieses Sternes sollen die Magier erkannt haben. Das ist ja der Aberglaube der Sterndeuterei, der uralt ist, aber auch noch heutzutage spukt. Das Alterthum glaubte überhaupt, daß die Geburt großer Männer durch Sterne angezeigt werde. Noch heute glauben hie und da Leute, Kometen, auch wohl Nordlichter, bedeuteten Krieg und anderes Unglück, jene das Schwert, diese Blut. Unsre Theologen und gebildeten Gläubigen erklären das Alles für Aberglauben. Hier, in unsrer Erzählung, möchten sie's gern als Wahrheit und Wirklichkeit behaupten; aber es liegt doch leider gar zu nahe und will sich nicht wohl umgehen lassen, daß dieselbe Sache auch hier Aberglauben sei. So giebt denn der Evangelist eine abergläubische Vorstellung als Wahrheit. Wo bleibt da seine Zuverlässigkeit, wo die Sicherheit, daß nicht auch vieles Andre in seinen Berichten Aberglaube sei? Oder, soll hier die Erscheinung des Sterns Wahrheit sein, warum dann nicht auch sonst in andern Fällen?

Fast noch schlimmer steht es damit, daß der Stern auf dem Wege nach dem nahen Bethlehem vor den Magiern hergegangen und endlich über dem Hause, wo das Kind lag, stehen geblieben sein soll. Soll ein Stern über Einem Hause

unter vielen Häusern stehen bleiben und dadurch dieses Haus vor den andern kenntlich machen, so muß er gleich über dem Dache desselben stehen, also sehr klein sein, so klein wie die Sterne dem menschlichen Auge erscheinen. Nun ist aber jetzt allgemein bekannt und anerkannt, daß die Sterne große Weltkörper und daß ebenso ihre Entfernungen sehr groß sind, und daß also von einem Gehen vor dem Wandrer her und Stehenbleiben über einem Hause nicht die Rede sein kann. Diese ganze Erzählung stammt also in allen ihren Theilen aus gänzlicher Unkenntniß der Natur der Sterne und aus ganz kindlicher Vorstellung von derselben her. Sie hat einen ganz märchenhaften Charakter, wie wenn in jenem Märchen das Schwesterchen ihre zu Raben gewordenen Brüder sucht, und erst an die Sonne, dann an den Mond, und endlich an den Glasberg kommt, worin sie sind, oder wenn in einem andern dem armen Kinde die Sterne als blanke Thaler in den Schooß fallen.

Wegen dieses ganz offenbar fabelhaften Charakters hat man denn später diese Erzählung in der Art natürlich erklären wollen, daß man annahm, es wäre zufällig damals ein auffallender Stern, etwa ein Komet, erschienen; den hätten diese Magier für ein Anzeichen der Geburt des jüdischen Messias fälschlich gehalten, weil die Kunde von der Hoffnung auf denselben auch zu ihnen gedrungen sei; und so wären sie denn nach Jerusalem gezogen, und durch die Erwartung der Juden, daß der Christus in Bethlehem geboren werden sollte, dahin geführt worden, wobei sie den Stern gesehen und für ihren Führer gehalten hätten; sie hätten das Kind aber gefunden durch Gefreundete, welche bereits so große Hoffnungen auf dasselbe gesetzt; eigne Klugheit hätte sie dann den Herodes meiden, und da dieser zum Kindermorde geschritten, den Joseph nach Aegypten fliehen lassen. Aber auf diese Weise kommen statt der göttlichen Wunder nur Wunder des Zufalls heraus, künstliche Verschlingungen zufälliger Ereignisse. Wir haben vielmehr auch diese Erzählung als ein reines Erzeugniß der dichtenden Phantasie der ersten Christen anzusehn. Der Stern der Magier ist aus dem Sterne entstanden, dessen Aufgehen Bileam weissagt. Man lese die Erzählung davon im 4ten Buche Mosis, im 22sten bis 24sten Capitel nach. Die, aus Aegypten ausgezogenen Kinder Israel nahen, nach dem Zuge

durch die Wüste, dem Jordan und bedrohen das Land der Moabiter. Der König der Moabiter, Balak, beruft den Bileam, der am Euphrat, also gegen Morgen wohnt, damit er komme und Israel verfluche, „denn ich weiß," sagt er, „wen du segnest, der ist gesegnet, und wen du verfluchst, der ist verflucht." Bileam kommt, tritt auf eine Höhe, von wo aus er das Lager der Israeliten übersehen kann, schlachtet Jehova Opfer, segnet aber Israel, statt ihm zu fluchen. Balak ist darüber ergrimmt und führt ihn an einen andern Ort, aber Bileam segnet wieder, und an einen dritten, und Bileam segnet zum dritten Male, und weissagt zum Schluß von einem Sterne, der aufgehen werde aus Jakob. Unter diesem Sterne ist offenbar David zu verstehn, und diese Weissagung aus dem Erfolge erst zu oder nach Davids Zeit gemacht. Man sah darin später eine Weissagung auf den Christus, und aus dieser Erzählung ist die vom Sterne der Weisen im Evangelio Matthäi entstanden, in welcher der Stern, der aus Jakob aufgehen soll, nicht wie in der Geschichte Bileams als Bild einer Person, sondern als wirklicher, die Geburt des Messias begleitender Stern genommen ist. Bileam ist ein Magier aus dem Morgenlande, er kommt zu Israel in die Nähe des spätern jüdischen Landes, er sieht weissagend im Geiste einen Stern aufgehen aus Jakob oder Israel, er huldigt demselben, er soll im Dienste des Königs Balak Israel, den Sohn Jehova's, zu Schaden bringen, er täuscht denselben aber und segnet statt zu fluchen, und zwar auf besondres Geheiß Jehova's. So die Magier aus dem Morgenlande: sie kommen in's jüdische Land, sie sehen den von ihrem Vorfahren Bileam geweissagten Stern nun wirklich, der König Herodes will sie gegen den Neugebornen gebrauchen, sie täuschen ihn aber, und huldigen diesem, und ziehen dann wieder in ihr Land, wie auch von Bileam gesagt ist. Es wird dem Leser hiernach zur Genüge einleuchten, daß und wie die Erzählung vom Sterne der Weisen aus der von Bileam entstanden sei. In der Erzählung von Bileam ist die bösliche Absicht auf das Volk Gottes, welches auch zusammengefaßt als der Sohn Gottes bezeichnet wird, gerichtet, in der evangelischen auf den Christus, den persönlichen Sohn Gottes, der Stellvertreter des Volkes Israel. Dort wie hier wird beiden von einem feindlichen Könige nachgestellt, der die Herrschaft an

sie zu verlieren fürchtet. Hierbei ist zu bemerken, daß auch Herodes, wie Balak, nicht von jüdischem Stamme war, sondern wie dieser der moabitischen, so der edomitischen Völkerschaft angehörte. Beide Könige wollen Weise, Magier, aus dem Morgenlande zu ihrem Zwecke gebrauchen. Beide werden von diesen betrogen, indem in beiden Fällen die Magier segnen statt zu fluchen, fördern statt zu schaden.

Das Uebrige, was in unsrer Erzählung weiter folgt, steht mit dem Sterne und den Magiern auf derselben Stufe, es ist ebenfalls nichts als Dichtung, ohne wirklichen geschichtlichen Grund. So der bethlehemitische Kindermord und die Flucht nach Aegypten. Der Kindermord des Herodes ist aus dem Kindermorde des Pharao entstanden. Pharao befiehlt (2 Mos. Cap. 1. 2.), alle neugebornen Knaben der Israeliten zu tödten, weil er von Israel für seine Herrschaft fürchtet. Das Kind Mose, welches darunter ist, später Israels Befreier, wird gerettet, im Nil, im Strome Aegyptens, geborgen.

So gewiß es nun aber ist, daß unsrer Erzählung jene alttestamentlichen zum Grunde liegen, so dürfen wir doch dieselbe, wie überhaupt die neutestamentlichen, nicht als bloße gedankenlose Nachahmungen und Wiederholungen ansehn. Vielmehr ist ohne Zweifel ein bestimmter Gedanke bei ihrer Bildung thätig gewesen, und hat nur das Alte Testament zu seiner Gestaltung benutzt. Es ist das in unserm Falle der Gedanke, daß sowohl der Christus Jesus als auch seine Gemeinde Verfolgungen von den Machthabern erlitten habe, dabei aber mindestens die letztre durch Gottes besondern Schutz glücklich errettet worden sei. Die junge Gemeinde der Christen hatte von Königen, Priestern und Gelehrten viel zu dulden, während die Weisen ihr huldigten, mußte sich oft verbergen, trat aber immer siegreich wieder hervor. Diese ihre eigne Geschichte, verbunden mit der ihres Meisters, hat die christliche Gemeinde so in einer Mythe verkörpert und in die ersten Tage des letztern verlegt.

Diese Erfahrung, welche die ersten Christen machten, ist eine Erfahrung aller Zeiten; und somit können wir die evangelische Mythe, die wir hier behandeln, als für alle Zeiten bedeutungsvoll ansehn. Der Christus, der die Menschheit errettende und beseligende Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit,

der aus dem Volke aufgehende Stern, ist den Machthabern meist nicht willkommen, sie fürchten von ihm Verlust ihrer Herrschaft, sie wollen an ihn ihre Macht und Hoheit nicht abtreten; darum suchen und verfolgen sie ihn, als den neugebornen König, mit List und Gewalt, trachten dazu auch die Weisen zu benutzen, sind aber zuletzt doch immer betrogen, indem sie wohl viel verfolgen, tödten und binden können, den Geist selbst aber, der nicht bloß in einigen einzelnen Menschen steckt, damit nicht treffen und vernichten; er findet auch in höchster Bedrängniß in vielen Herzen sein Aegypten, aus dem er zu seiner Zeit doch wiederkehrt und das Reich gewinnt.

7.

Ueber die äußere Form bei den Versammlungen freier Gemeinden *).

Es ist grundsätzlich vollkommen zuzugeben, daß die Form bei keiner Sache gleichgültig ist. Sie ist es namentlich auch nicht beim Zusammenkommen großer Menschenmassen, am wenigsten, wenn diese Zusammenkünfte den Zweck haben, auf das gesammte Innere des Menschen bildend und erhebend einzuwirken. Diesen Zweck haben nun die Versammlungen freier Gemeinden, und es wird also sehr wünschenswerth sein, denselben eine angemessene, edle Form zu geben, soweit es möglich ist.

Wenn nun mir und der Gemeinde, welcher ich angehöre, oft der Vorwurf gemacht ist, und indirect auch in dem hier berücksichtigten Aufsatze gemacht zu werden scheint, als achteten wir in fanatischer Geistigkeit die Form unsers Zusammenseins für gleichgültig, verschmäheten wohl gar ganz bestimmt die schöne Form als des Geistes unwürdig und seine Entfaltung störend, — so beruht das auf Verkennung oder Nichterwägung der Verhältnisse. Ich habe auf diesen Vorwurf, der mir von jeher oft genug mündlich gemacht worden ist, immer geantwortet: nur eine tüchtige Menge Mitglieder und eine gefüllte Kasse her,

---

*) Mit besonderm Bezug auf einen Aufsatz von Körner in der vorhergehenden Nummer der „Neuen Reform."

dann soll es schon werden. Die ersten Christen in der apostolischen Zeit haben auch keine gothischen oder griechischen Kirchen mit Altären, Sängerchören u. s. w. gehabt, sondern sich ohne Zweifel noch viel mehr behelfen müssen als wir.

Ich will einmal sagen, wie ich die Sache etwa einzurichten vorschlagen würde, wenn unsre Gemeinde soviel weltliches Gut hätte wie die weltverachtende Mutter Kirche. Ich würde ein stattliches, großartiges Gebäude, wo möglich auch in schöner Lage aufführen, und dazu einen genialen Baumeister suchen, der den neuen Geist verstünde und aus ihm etwas zu schaffen vermöchte. In dem Hause würde zuvörderst ein gewaltiger Saal angelegt, der eine große Menschenmenge faßte, ohne doch die Stimme des Redners verhallen zu lassen, mit schönen und erhabenen Verhältnissen, einfachem Schmuck, zweckmäßiger Anordnung der Sitze und der Rednerbühne. Außer diesem großen Saale würde noch ein kleinerer angelegt, zu kleinern Versammlungen, nach Verhältniß natürlich eben auch gut ausgestattet. Mit beiden hinge eine Anzahl Zimmer zusammen mit denselben Bedingungen. Sie enthielten namentlich auch eine Sammlung von Büchern zum Selbstunterricht für die Gemeindeglieder, und wären mit den Bildern großer und edler Menschen, der Heiligen des Humanismus aus aller Zeit geschmückt. In den großen Versammlungen träte außer der Rede auch der Gesang auf. Wäre die ganze Gemeinde im Stande gut zu singen, so wäre es desto besser; wäre das aber nicht der Fall, so würde es doch bei ihrer Größe ein aus ihr gebildeter Chor vermögen. Lieder giebt es schon zum Anfange, und der Dichtergeist wird ihrer mehr schaffen. Die Kirchenlieder, gute und schlechte, würden freilich nicht weiter gebraucht werden, da sie eben einer andern Weltanschauung angehören, auch nicht in veränderter, modernisirter Gestalt, weil sie dadurch Zwittergeschöpfe werden. Bei festlichen Gelegenheiten würde auch die Musik eintreten in Verbindung mit dem Gesange.

Wenn man mich nun fragt, warum wir in unsrer Gemeinde von dem allen nicht wenigstens den Gesang haben, so ist die Antwort: weil wir bei der geringen Zahl der Gemeindeglieder bisher einen genügend guten Gesang nicht herzustellen vermochten, etwas augenfällig Mangelhaftes in der Kunst aber

verschmähten. Seit der ersten Zeit unsers Bestehns hat sich aus uns heraus im Verein mit andern Gesangsfreunden ein Singverein gebildet; vielleicht wird er später die nöthigen Kräfte gewähren, bis jetzt ist es aber nur sehr ausnahmsweise bei feierlichen Gelegenheiten thunlich gewesen.

Man sieht wohl, wir haben den besten Willen; nur erst Zahl und Mittel. Nicht so aber steht es mit dem Priesterrock oder mit dem Rednerkleide. Da haben wir keinen guten Willen. Wir wollen keine solche besondre Tracht des Redners, mag sie der alte Priesterrock oder ein sonst irgendwo herkömmlicher Talar, oder mag sie ein selbsterfundenes Rednerkleid sein. Es soll kein besondres Kleid den Redner von den übrigen Gliedern unterscheiden und über sie erheben. Die Uniform oder das Amtskleid trennt von denen, die es nicht tragen. Die Bürgerwehr ist schon darum weniger von den Bürgern getrennt als das Militair, weil sie den Bürgerrock trägt. Steckt die Beamten in ihre Staatsuniformen bei jeder Gelegenheit, wo sie öffentlich auftreten, und ihr werdet sie dadurch bedeutend mehr vom Bürger entfernen; oder laßt die Fürsten dagegen künftig bürgerliche Kleidung tragen, so werdet ihr sie dadurch dem Volke in etwas näher bringen. Für die Kirche ist der Priesterrock von Wichtigkeit, ja er gehört zu ihr, denn der Redner in ihr ist eben Priester, auch wo er Geistlicher heißt, und soll von den Laien fest unterschieden sein. Nur der Theolog kann Geistlicher werden; der Andre nicht und wäre er noch so wissenschaftlich gebildet. Nur der Theolog darf predigen; er darf es, wenn es auch schlecht geht, während der Nichttheolog es nicht darf, wenn es auch gut ginge. Nur der ordinirte Geistliche, der Geweihete, darf die Sakramente, heilige, geheimnißvolle Handlungen, verwalten. In dem Allen steht die freie Gemeinde zur Kirche im Gegensatz. Sie hat keine heilige Theologie, sondern nur eine freie allgemeine menschliche Wissenschaft, und keine Sakramente, sondern höchstens freiwillige Zeichen und Symbole, und darum hat sie keine Priester oder Geistliche, nicht einmal privilegirte Redner, sondern Alle sollen die Rednerbühne besteigen, die etwas Tüchtiges zu sagen wissen und verstehen. Dieser Grundsatz, daß jedes Mitglied reden solle, wenn es zu reden vermöge, und der damit zusammenfallende, daß der Redner eben nichts andres als ein Gemeindeglied sei,

steht uns zu hoch, als daß wir den Redner durch ein besondres Kleid auszeichnen und von der Gesammtheit trennen möchten. Wenn nun einmal statt des gewöhnlichen oder besonders bestellten Redners oder neben demselben ein andres Gemeindeglied redend auftreten will, wo hat es dann sein Rednerkleid? oder steckt es sich in das des gewöhnlichen Redners, wie in der Kirche der Candidat den Priesterrock des Pastors anzieht und oft genug darin aussieht als hätte er ihn gestohlen? Tritt dieses Mitglied aber ohne Rednerkleid auf, so wird man gleich den Eindruck haben, es sei nicht der rechte Redner, wenn auch das, was er sagt, diesen Eindruck nicht geben sollte. Es wird sich schon wegen des Mangels am Rocke nicht leicht ein Mitglied hinauf wagen; dasselbe würde sich in seinem bürgerlichen Rocke da oben wie nackt vorkommen. Der Priesterrock oder ein sonstiges faltiges Rednerkleid wirft in jedem Falle eine Art Heiligen- oder Priesterschein auf den Redner; wir aber meinen, der Redner solle nur durch seine Person gelten, und nicht durch solche absonderliche Aeußerlichkeiten darin unterstützt werden, — das überlasse man den kirchlichen Geistlichen, welche allerdings oft ohne Priesterrock, wie ohne Altar und Kanzel, ohne Taufe und Abendmahl, ohne „Gottes Wort" und ohne „Segen" in arger Blöße dastehn möchten. „Selbst ist der Mann" heißt's auch hier; er lasse nicht den Rock für sich reden. Fast so lange, als ich Geistlicher war, ist mir der Priesterrock eine Last gewesen; ich empfand ihn immer als Mummerei und als eine Scheide zwischen mir und der Gemeinde. Es war mir ein erhebender Augenblick, als ich zum ersten Male vor einer freien Gemeinde im Rocke sprach; ich fühlte mich als Mensch unter Menschen, und der Wegfall der leiblichen Hülle war mir ein Symbol, daß auch die geistige Verhüllung nun aufgehört habe, der bürgerliche Rock ein Symbol, daß ich als Gleicher zu Gleichen spräche und meine Gedanken nun offen entfalten könnte. Der Priester war weg, und ich hätte um keinen Preis den alten Rock wieder angezogen, und würde auch jetzt mir durch ihn den Zugang zu keiner Kanzel erwerben mögen, es müßte denn sein, um sofort die Verderblichkeit desselben zu zeigen, wenn ich anders dazu nicht kommen könnte. Genug, soll alles Priesterthum, soll auch das abgesonderte Rednerthum aufhören, so darf es auch keinen Priesterrock und kein Rednerkleid

mehr geben, denn hier gilt das Sprichwort: Kleider machen Leute.

Nun wäre es freilich schlimm, wenn durch die Absicht, auch durch das Kleid kein Priester- oder abgesondertes Rednerthum aufkommen zu lassen, die Schönheit, der gute Geschmack, einen bedeutenden Nachtheil erlitten; denn, wie schon oben gezeigt, das wollen wir nicht. Aber ich muß gestehn, diesen Nachtheil für Schönheit und guten Geschmack fürchte ich nicht, wenn der Redner im bürgerlichen Kleide auftritt; sowie ich im Gegentheil auch keinen Vortheil für denselben im besondern Kleide finden kann. Es ist ganz unzweifelhaft, daß zum vollen menschlichen Dasein auch eine Kleidung gehört, welche den menschlichen Körper seiner würdig erscheinen läßt. Das gilt aber nicht bloß für die Redner, sondern für alle Leute. Jeder trage sich angemessen und schön. Für entschieden falsch muß ich es halten, wenn man das durch eine, unsrer sonstigen Sitte ganz fremde Tracht zu erreichen gedenkt. So malerisch die faltenreichen Gewänder der Orientalen und der Alten sind, so werden sie doch nicht wieder Sitte werden, weil sie der Einfachheit, der Leichtigkeit, der Zweckmäßigkeit entbehren, welche die neue Zeit verlangt, und mit welchen sich Schönheit auch gar wohl verbinden läßt. Wir bringen jetzt Faltenwürfe eigentlich nur außer dem Menschen, an Behängen von Zimmern und Sälen an. Wir schmücken den Menschen jetzt nicht gern mehr besonders aus, er ist uns dazu zu edel; einfache Schönheit ohne besondern Schmuck will der geläuterte Geschmack unsrer Zeit, eine Schönheit, welche wie von selbst mit dem Angemessenen und Natürlichen verbunden, nicht etwas Besondres für sich selber ist. Bei so besonders beabsichtigter Kleider-Ausstaffirung gilt auch das Göthische Wort: „Man merkt die Absicht, und man ist verstimmt.“ Wenn man ein Weib dahingehn sieht, dem man die besondre Wahl und Berechnung seiner Kleidung und seines Schmuckes ansieht, so macht das einen unangenehmen Eindruck und wäre es noch so schön.

Nun wird aber für den Priesterrock, und hier für ein dem ähnliches Rednerkleid noch der, mit dem Vorigen zusammenhängende Grund angeführt, daß ein solch weites und langes Gewand die Körperlichkeit, den besondern Wuchs, die besondre Haltung des Redners verhülle. Sind Wuchs und Haltung

gut, so wird das in keiner Weise begehrt werden; es kann also nur vom Mangel daran die Rede sein. Eine ganz auffallend schlechte Gestalt und Haltung wird aber durch einen solchen Ueberwurf nicht verbessert und nicht verborgen, sondern tritt dadurch nur noch greller hervor, wie man in solchen Fällen an Predigern beobachten kann. Ein kurzer und dicker Mensch, oder ein krummer und schiefer, fällt in einem solch absonderlichen Kleide nur noch mehr und übler auf, und nur der guten Gestalt steht es gut. Für gewöhnlich aber, ohne ganz auffallende Unebenheiten, werden doch die Hörer schwerlich darauf kommen, die Gestalt zu mustern und sich dadurch stören zu lassen; sie hätten sonst im Sitzen und Fallen des Faltenkleides noch weit mehr Reiz dazu. Wollte man wirklich „die Individualität des Redners verhüllen, ihm die Besonderheit seiner körperlichen Existenz nehmen, um ihn als Repräsentanten der Gemeinde erscheinen und nur die geistige Vermittlung durch Wort und Rede wirken zu lassen," so müßte man ihn ganz verbergen, so daß man weder seine Gestalt und Bewegung durch das Faltenkleid hindurch, noch seine Gesichtszüge und sein Mienenspiel wahrnähme, sondern nur seine Worte hörte; obgleich doch wieder Klang Aussprache und Betonung an seine Besonderheit erinnern würde. Eine bloße Rednertoga führt da nicht zum Zwecke; sie verhüllt nur die Kleider darunter, aber nicht den Menschen. Ganz zum Zwecke führen, die besondre Aeußerlichkeit des Redners wirklich beseitigen kann nur die Schrift; bei mündlicher Rede ist es nicht möglich. Warum begnügen wir uns denn nicht mit dem Lesen dessen was ein Andrer hat drukken lassen, sondern wünschen seinen mündlichen Vortrag? Eben weil wir die „Individualität," das besondre, eigenste, lebendige Wesen des Redners in körperlicher Erscheinung haben wollen.

„Auch läßt sich nicht leugnen," sagt obiger Aufsatz, „daß ein großer Theil Menschen jeden geistigen Inhalt unmittelbar nur an der Form seiner Erscheinung erkennt und faßt, und diese daher so oft für den Inhalt selbst hält." Ist diese „entmuthigende Erfahrung" leider wahr, so denke ich, kann das uns keineswegs bestimmen, um so mehr an der äußern Form in unserm neuen Leben zu halten, muß uns vielmehr mißtrauisch gegen die Form und vorsichtig in ihrem Gebrauche machen, damit die Menschen eben von dieser Nichtigkeit befreit

werden. Ja, „der Katholicismus besitzt in diesen sinnlichen Formen seine Hauptstärke;" darum aber eben führt er das Volk nicht zum Geiste, sondern zu sinnlichem Aberglauben. Die neue Gemeinde will aber ihre Hauptstärke im Gedanken, in der Erkenntniß haben. Daß derjenige, „der für weitere Kreise wirken will, auf die Form ganz besonders achten müsse," „Form" in dem hier verhandelten Sinne genommen, kann ich allenfalls zugeben, wenn es sich um augenblickliche Wirkung handelt; wo aber tief und dauernd, wirklich erneuend gewirkt werden soll, da muß ganz besonders auf den Inhalt geachtet werden, und auf das angemessene Wort und das angemessene Leben.

Wußten die römischen Redner, und namentlich Cicero, wie sehr eine Toga und die Faltenlegung und Bewegung derselben die Rede unterstütze, und gaben sie gar besondre Anweisungen darüber, so lag es diesen Rednern freilich im Allgemeinen nur daran, die Hörermasse augenblicklich zu etwas zu bewegen. Wir aber wollen auf die Tiefe der Einsicht und Ueberzeugung für die Dauer wirken. Aber selbst für jenen Fall, — wer unter uns würde wünschen, daß unsre Vertheidiger vor dem Schwurgericht, oder auch die Ankläger dabei, in einer Toga aufträten und sich bemühten, durch die Faltenlegung und Bewegung derselben auf die Geschwornen und das Publikum einen Eindruck zu machen? Die Zeiten, wo dergleichen Eindruck machte, sind vorbei; nur in dem alten verfallenden Leben der Kirche ist noch der Rest davon, und in den bezopften Gerichten Alt-Englands. Und ich denke, die neue Gemeinde, welche das neue Leben im Innern der Menschen zu gründen gekommen ist, sucht auch solchen Eindruck nicht mehr, und kann die alten Mittel dazu nicht mehr brauchen.

„Ein Schauspieler in der Alltagskleidung wird, wenn er auch noch so gut spielt, das Stück verderben." Der Schauspieler wird sich mit seiner Kleidung nach der Zeit zu richten haben, in welcher das Stück spielt: spielt es im griechischen oder römischen Alterthume, so wird er in antiker Tracht, spielt es im Mittelalter, in Hose und Wams, spielt es in der Perückenzeit, in Perücke, spielt es in unsern Tagen, in unsrer Kleidung auftreten müssen. Im letztern Falle würde gerade die Toga oder sonst ein Kleid aus alter Zeit das Stück verder-

ben. Ich denke also, diese Vergleichung ist für mich; tragen denn auch wir, die wir nicht, wie die kirchlichen Redner, eine Vergangenheit zur Darstellung bringen wollen, sondern vielmehr in der Wirklichkeit und Gegenwart wurzeln, die Kleidung der Gegenwart! Das braucht nun nicht gerade der geschmacklose Frack zu sein, der auch am „Ballherrn" und überall geschmacklos ist, sondern der Rock. Der Frack ist freilich leider unser Feierkleid; das kann uns verführen, ihn auch zum Reden anzuziehn, weil der Rock „alltäglich" erscheint. Der Rock ist aber das beste Kleid, das wir jetzt haben, und dabei das bürgerliche, — darum wird er uns Rednern der freien Gemeinden, die wir uns von den übrigen Mitgliedern nicht absondern, sondern als Gleiche mitten in der Gemeinde stehen, als Mensch zu Menschen uns verhalten wollen, am angemessensten sein.

Der berührte Aufsatz fordert zur weitern Besprechung dieser Angelegenheit auf. Ich fühlte mich dazu um so mehr veranlaßt, als gerade mir, wie bemerkt, der Vorwurf der Formverachtung gemacht wird. Meine Worte werden das Gegentheil gezeigt haben; ja, daß ich so ausführlich darüber gewesen, könnte mir vielleicht nun umgekehrt den Vorwurf zuziehn, daß ich zu großen Werth auf die Frage über das Aeußerliche lege. Gerade, weil ich die Bedeutung der alten Formen sehr in Anschlag bringe und es damit genau nehme, verwerfe ich die alten Formen als Gefäße für den neuen Geist, und bin ich allerdings keineswegs der Ansicht, daß man die alten Cultusformen beibehalten müsse bis man neue habe. Die alten Formen wirken ganz entschieden hemmend ein auf die Entwickelungen des Neuen, weil sie eben den alten Sinn, der in ihnen liegt, auch wider Willen immer wieder durch ihre Erscheinung geltend machen und festhalten. Darum ist es besser, sie gleich abzuwerfen und sich lieber einige Zeit ohne besondern Formausdruck zu bewegen, bis die neue Form sich findet, nach dem alten Wort: man kann nicht neuen Most in alte Schläuche fassen.

Druck von Ed. Heynemann in Halle.

Inhalt.

Druck von Ed. Heynemann in Halle.